krisis
Kritik der Warengesellschaft

Die allgemeine Ware und ihre Mysterien

Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen Ökonomie

Beitrag **2 / 2018**

Die allgemeine Ware und ihre Mysterien

Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen Ökonomie

krisis 2/2018
Kritik der Warengesellschaft

krisis – Kritik der Warengesellschaft 2/2018

Hrsg.: Förderverein krisis – Verein für kritische Gesellschaftswissenschaft e.V.
Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg

Tel. + +49 911 7056 28
Fax + +49 911 780 9542

www.krisis.org
krisisweb@yahoo.de

ISSN 2196-940X

Inhalt

Zusammenfassung

Die Marx'sche Kritik der Politischen Ökonomie begreift das Geld als die aus der kapitalistischen Warenwelt ausgesonderte allgemeine Ware. Da zu Marxens Zeit das Gold diese Stellung einnahm, wird seine Geldtheorie zumeist als eine Variante des Metallismus des 19. Jahrhunderts abgetan. Sie erscheint daher als überholt und spielt in der gegenwärtigen Gelddebatte keine Rolle – zu Unrecht.

Der Marx'sche Ansatz ist nicht nur in der Lage die Irrationalität des Geldwesens aus der Irrationalität der kapitalistischen Produktionsweise zu erklären; er erlaubt eine kategorial fundierte Analyse des zeitgenössischen Geldwesens und seiner Entstehungsgeschichte. Entgegen der landläufigen Sicht ist mit Aufhebung der Golddeckung die Geldware keineswegs verschwunden; vielmehr hat ein Wechsel der Geldware stattgefunden. Heute haben die von den Zentralbanken im Rahmen ihrer »Geldschöpfung« akkumulierten handelbaren Forderungen und Sicherheiten (z.B. Staatsanleihen) die Position der Geldware inne. Solche Forderungen repräsentieren Ansprüche auf zukünftigen Wert und stellen Waren 2ter Ordnung dar. Dieser Wechsel der Geldware war unabdingbar, um die Kapitalakkumulation aus der Abhängigkeit von vorgängiger Mehrwertproduktion zu befreien und auf eine breitere Grundlage zu stellen. Er hat aber auch neue Krisenpotentiale geschaffen. Das neue Geldmedium ist im Gegensatz zum Gold selber in den Krisen von Entwertung bedroht.

In seinem Aufsatz »Die allgemeine Ware und ihre Mysterien. Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen Ökonomie« erläutert und begründet Ernst Lohoff diese Thesen ausführlich. Im anschließenden Trialog »Geld als Medium oder als (ausgesonderte) Ware?« diskutiert er seine geldtheoretischen Überlegungen mit Hanno Pahl und Jens Schröter. In der Absicht, die Brücke zwischen einer Medientheorie des Geldes und dem Marx'schen Geldkonzept zu schlagen, erörtern die Diskutanten die Prämissen dieser Ansätze und versuchen deren Verhältnis zu klären. Aufsatz und Trialog sind im Rahmen der Projektgruppe »Gesellschaft nach dem Geld« entstanden.

Einleitung

Diese Ausgabe der *Krisis* widmet sich der Geldtheorie und damit einem bisher in unserem Theoriebildungsprozess stiefmütterlich behandelten Thema. Die *Krisis*-Autorenschaft hat zwar in den letzten Jahrzehnten Kategorien wie Wert, Wertsubstanz, Wertform, Warenform und Warenfetisch immer wieder durchleuchtet; was das Geld angeht, haben wir jedoch auf eine kategoriale Klärung verzichtet. Natürlich wurden in den diversen krisenanalytischen Texten immer wieder Aussagen über das heutige Geldsystem getroffen. Die Argumentation schlug aber immer einen direkten Bogen von der Wertproduktion und ihrer fundamentalen Krise zur erscheinenden Oberfläche des Geldsystems (vgl. z.B. Kurz 1995; Lohoff 1995). Die eigentlich vorgeschalteten Grundsatzfragen wurden übersprungen. Wir haben weder auseinandergelegt, wie sich das Geld in das System der Kritik der politischen Ökonomie einordnet, noch dargelegt, wie die verschiedenen Schichten des heutigen Geldsystems aufeinander bezogen sind, und worauf die Fähigkeit von Geldzeichen beruht, abstrakten Reichtum zu repräsentieren.

Diese Vorgehensweise legt möglicherweise falsche Schlüsse nahe. Man könnte mutmaßen, der wertkritische Ansatz käme ohne eine spezifische Geldtheorie aus, und der Gegensatz zwischen ihm und den gängigen Wirtschaftstheorien fiele auf dem Feld der Geldtheorie weniger scharf aus als bei anderen Fragen. In Wirklichkeit war die Konzentration auf die Analyse von Ware und Wert keineswegs Ausdruck geldtheoretischer Indifferenz, sondern Resultat dezidierter Grundannahmen über das Verhältnis von Geld und Warenkosmos. Marx fasste im Gegensatz zur bürgerlichen Ökonomie das Geld als die ausgesonderte allgemeine Ware und damit als einen Bestandteil des Warenuniversums. Seit den Anfängen des Projekts *Krisis* halten wir dieses Essential des Marx'schen Geldkonzepts für unhintergehbar. Ohne diese Sicht mit eigener Theoriebildung weiter zu begründen, setzten wir die Richtigkeit dieser Bestimmung voraus und deuteten in Anschluss an den Urvater der Kritik der Politischen Ökonomie das Geld als die den inneren Widersprüchen der Ware entspringende äußere

Darstellungsform des warengesellschaftlichen Reichtums und den Geldfetisch als die entfaltete Gestalt des Warenfetischs. Wer wie wir am gegenüber Wert und Ware logisch nachgeordneten Charakter des Geldes festhält und sich das Ziel setzt, die Kritik der Politischen Ökonomie zu reformulieren und auf die Höhe der Zeit zu heben, muss aber bei seinem Erneuerungsprogramm bei Wert und Ware beginnen. Erst nachdem ein vertieftes, von den Verkürzungen des traditionellen Marxismus befreites Verständnis dieser Kategorien gewonnen ist, stellt sich als ein weiterer Schritt im Forschungsgang die Frage nach den geldtheoretischen Implikationen.

Das System der Erzeugung abstrakten Reichtums, das System der Kapitalvermehrung, unterliegt einer historischen Dynamik. Diese beschränkt sich wohlgemerkt nicht allein darauf, dass ihm so etwas wie ein Wachstumszwang inhärent ist. Wie in den *Krisis*-Publikationen schon seit den 1990er-Jahren dargelegt, verändert sich mit der Entfaltung der warenproduzierenden Gesellschaft auch die Art und Weise, wie der Prozess der Kapitalakkumulation gesamtgesellschaftlich funktioniert. Ließ sich die kapitalistische Produktionsweise zu Marxens Lebzeiten noch als selbsttragendes System der Wertverwertung beschreiben, so büßte der Prozess der Wertverwertung diesen selbsttragenden Charakter sukzessive ein. Schon der Übergang zum fordistischen Boom markierte einen historischen Einschnitt. Aufgrund sprunghaft gestiegener Vorauskosten der Produktion genügte der in den Vorperioden bereits erzeugte Wert alleine als Grundlage für die Erweiterung der Gütermarkt-Warenproduktion nicht mehr. Damit die Weltwirtschaft nach der Großen Depression wieder auf Touren kommen konnte, war der zusätzliche Vorgriff auf noch zu schaffenden Wert unerlässlich. Mit der Krise des Fordismus erreichte der Kapitalismus als ein immer mehr lebendige Arbeit vernutzendes System seine historische Schranke. Er konnte diese Krise denn auch nur überwinden und auf den Wachstumspfad zurückfinden, weil die Ablösung der Kapitalvermehrung von vorgängiger Arbeitskraftvernutzung, also von vorgängiger Wertproduktion, eine ganz neue Qualität gewann. Seit den 1980er-Jahren übernahm die Dynamik fiktiver Kapitalschöpfung die Rolle des eigentlichen Wachstumsmotors.

Diese Umwälzungen im System des abstrakten Reichtums finden notwendigerweise auch in dessen Darstellungsform, dem Geld, ihren Niederschlag. Mehr noch, die Ablösung der Kapitalakkumulation von vorgängiger Verwertung hatte tiefgreifende Umwälzungen des Geldwesens zur Voraussetzung. Solange der Kapitalismus als selbsttragendes System der Wertverwertung funktionierte, konnte eine Ware wie das Gold, die vergangene produktive Arbeit, also vergangene Wertproduktion »verkörpert«, die Position der Königsware innehaben. Damit der Vorgriff auf künftige Wertproduktion zur Grundlage des gesamtgesellschaftichen Akkumulationsprozesses werden kann, muss aber das »barbarische Metall« (Keynes) den Platz der Königsware räumen.

Das Marx'sche Konzept des Geldes als ausgesonderter allgemeiner Ware schreibt weder fest, dass unbedingt ein Edelmetall den Thron der Warenwelt innehaben muss, noch verengt es den Kandidatenkreis auf Produkte vergangener Arbeit. Allerdings unterstellt Marx »der einfacheren Darstellung« wegen in seinen Schriften durchgängig Gold als Geldware. Dieser Umstand bringt die Vertreter des wertkritischen Ansatzes, solange sie zur Begründung der Theorie des Geldes als allgemeiner Ware nichts weiter als den Verweis auf die Marx'schen Ausführungen zu bieten haben, in eine missliche Lage. Auf der einen Seite tragen sie in ihren Analysen der Demonetarisierung des Goldes selbstverständlich Rechnung; auf der anderen Seite bleiben sie die Antwort auf die Frage schuldig, wo denn seit der endgültigen Ablösung des Geldes vom Gold Anfang der 1970er-Jahre die Geldware zu suchen sei. Eine solche Antwort wäre allerdings schon für die Auseinandersetzung mit gegnerischen Positionen geboten. Nicht nur die VWL nimmt nämlich die Abdankung des Goldes zum Anlass, das Marx'sche Geldkonzept für offensichtlich falsifiziert zu erklären, auch viele Marxisten teilen diese Ansicht

In den älteren *Krisis*-Beiträgen drückt sich diese Lücke in der Theoriebildung darin aus, dass wir dort die historische Entwicklung des Geldwesens in Termini beschrieben haben, die sich nur schwer mit unserer geldtheoretischen Grundannahme zur Deckung bringen lassen. In den während der 1990er-Jahre entstandenen einschlägigen Texten war immer wieder von einer »Entsubstantialisierung

des Geldes« (Kurz 1995, Lohoff 1998) die Rede. »Entsubstantialisierung des Geldes« ist allerdings alles andere als ein genuin wertkritischer Begriff. Außerhalb wertkritischer Zirkel ist er schon lange etabliert und steht pikanterweise für die mit dem Marx'schen Geldkonzept unvereinbare Vorstellung, der Kapitalismus sei zu einem reinen Zeichengeld übergegangen (vgl. Claassen 1970).

Um zu einer in sich konsistenten geldtheoretischen Argumentation zu gelangen, muss der wertkritische Ansatz das Marx'sche Konzept des Geldes als allgemeiner Ware von der klassischen Geldware ablösen und sich der Frage nach der amtierenden Nachfolgeware stellen. Unfreiwillig demonstriert das Robert Kurz in seinem Buch »Geld ohne Wert«. Dort kritisiert er völlig zu Recht Michael Heinrich als einen der Marxisten, die das Marx'sche Konzept des Geldes als ausgesonderter allgemeiner Ware entsorgt haben und in VWL-Manier eine reine Zeichengeldvorstellung propagieren. Die Gegenposition, die Robert Kurz präsentiert, ist allerdings wenig überzeugend. Er nimmt bei einem metallistischen Standpunkt Zuflucht und schreibt: »Geld in dieser letzten Wertaufbewahrungsfunktion als eigentliche Erscheinungsform des selbstzweckhaften abstrakten Reichtums muss aber seinen Goldleib vorweisen können« (Kurz 2012, S. 324). Aus der Abdankung des Goldes wird eine Art optische Täuschung. Angeblich ist nur für einen kurzen historischen Moment die Unersetzbarkeit des Goldes vernebelt: »Im Sinne der historischen Zeit ist seit Präsident Nixons Entscheidung [gemeint ist die Aufhebung der Goldbindung des US-Dollar im August 1971; E.L.] sozusagen erst ein Wimpernschlag vergangen, so dass noch gar keine historische Bewertung möglich ist« (Kurz 2012, S. 233).

Ein knappes halbes Jahrhundert mag gemessen an der seit dem Urknall vergangenen Zeit vernachlässigbar sein, in der Geschichte des Kapitalismus ist das schon ein ganz schön langer Wimpernschlag.[1] Weit schwerer wiegt freilich etwas anderes: Das Marx'sche Konzept der Geldware ist auf einer logischen Ebene

[1] Dabei färbt sich Robert Kurz die Sache noch schön. Die Aufhebung der Goldbindung des Dollar war ja nur der Schlussakkord eines langen Demonetarisierungsprozesses des Goldes. Dessen Alleinherrschaft endet bereits mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

angesiedelt. Wenn die Kritik der Politischen Ökonomie das Geld seinem Wesen nach als ausgesonderte allgemeine Ware fasst, dann ist das für sie ein zu jedem Zeitpunkt wirksames Grundmerkmal der kapitalistischen Gesellschaft. Privates Kreditgeld und Banknoten verdanken ihre Fähigkeit, abstrakten Reichtum zu repräsentieren, in jeder aktuellen Geldordnung immer direkt oder indirekt einer Geldware. Dieser Zusammenhang kann weder für 50 Jahre noch für eine Nanosekunde sistiert sein. Indem Kurz ins Geschichtliche ausweicht und darauf setzt, dass der weitere Krisenprozess und die anstehende Entwertung der aufgebauten Berge fiktiven Kapitals die Unverzichtbarkeit der Geldware Gold nachträglich schon noch vor Augen führen wird, gerät seine vehement vorgetragene Verteidigung des Marx'schen Geldkonzepts der Sache nach zur faktischen Demontage. Solange die Dynamik fiktiver Kapitalschöpfung trägt, kommt das Geldwesen für Kurz offenbar, ganz den Vorstellungen der VWL entsprechend, doch irgendwie ohne Geldware aus.

Robert Kurz erkennt die Demonetarisierung des Goldes faktisch an, um sie gleichzeitig wegzureden, weil er glaubt, nur auf diese Weise die Marx'sche Lehre vom Warencharakter des Geldes retten zu können. Mit der Vorstellung, das Gold fungiere als Königsware oder es gäbe keine Geldware, steht Kurz nicht allein. Die gesamte innermarxistische Debatte um die Frage der Geldware klammert sich an diese Scheinalternative. Während die einen kontrafaktisch stur behaupten, das Gold habe den Thron der Geldware nie geräumt, nehmen die anderen, dem Vorbild der VWL folgend, die Demonetarisierung des Edelmetalls zum Anlass, den für die Kritik der Politischen Ökonomie unverzichtbaren Gedanken einer Geldware auf den Müllhaufen der Theoriegeschichte zu werfen.

Das Marx'sche *Kapital* geht auf Waren wie Aktien und Schuldtitel und deren spezifischen Bewegungsgesetze nur ganz am Rande ein. Anknüpfend an die fragmentarisch gebliebenen Überlegungen im dritten Band des Marx'schen Hauptwerks haben wir in dem Buch »Die große Entwertung« (Lohoff/Trenkle 2012) das wertkritische Verständnis fiktiver Kapitalbildung neu fundiert und die Kritik der Politischen Ökonomie um die Analyse der Waren 2ter Ordnung erweitert. (vgl. auch Lohoff 2014) Dieser Fortschritt im Verständnis der Warenwelt

hat weitreichende geldtheoretische Implikationen. Er versetzt die Wertkritik nämlich in die Lage, die eben skizzierte Wahl zwischen Pest und Cholera zu vermeiden, um stattdessen eine dritte Position aufzumachen: Der historische Prozess, der gemeinhin als »Entsubstantialisierung des Geldes« firmiert, hat weder mit dem Verschwinden der Geldware zu tun, noch ist das Gold Königsware geblieben, vielmehr hat eine Umbesetzung auf der Position der Geldware stattgefunden. Die neue Geldware gehört zu den Waren 2ter Ordnung, die vorabkapitalistierte künftige Wertproduktion repräsentieren und setzt sich aus den von den Zentralbanken im Rahmen ihrer »Geldschöpfung« akkumulierten Eigentumstiteln zusammen.

Schon im 19. Jahrhundert war die damalige Geldware, das Gold, weitgehend aus dem alltäglichen Geschäftsverkehr verschwunden; die heutige Geldware kann gar nicht in die Hände privater Akteure geraten und zwischen diesen zirkulieren. Durch diesen Umstand sah und sieht sich die bürgerliche Ökonomie in der Vorstellung bestätigt, beim Geld handle es sich um ein der Warenwelt wesensfremd gegenüberstehendes bloßes Zeichensystem. Dieses Konzept der zwei Welten ist nicht nur dafür verantwortlich, dass der bürgerlichen Ökonomie das Geld immer ein unbekanntes Wesen geblieben ist – die etwas reflektierteren Wirtschaftswissenschaftler räumen das auch offen ein. Es hindert sie auch daran, die innere Gliederung des modernen Geldwesens zu erfassen und die Zusammenhänge zu durchschauen, die den Geldzeichen ihre gesellschaftliche Gültigkeit verleihen. Bis heute spukt zum Beispiel die angesichts der Geldmengenentwicklung empirisch völlig haltlose Vorstellung durch die Ökonomen-Köpfe, dass das quantitative Verhältnis von Geldmenge einerseits und Gütermenge andererseits das Preisniveau bestimmen würde.

Die Neubestimmung der Geldware setzt den wertkritischen Ansatz in die Lage, geldtheoretisch widerspruchsfrei zu argumentieren. Das ist angesichts des Totalausfalls der bürgerlichen Ökonomie auf diesem Gebiet freilich nur ein Nebenaspekt. Wichtiger ist etwas anderes: Indem sie das beharrlich als Spielart des Metallismus missverstandene Marx'sche Geldkonzept auf die Höhe der Zeit

hebt, eröffnet sie überhaupt erst einen Zugang zu den Geheimnissen des heutigen Geldwesens und erlaubt dessen inneren Aufbau zu verstehen.

In dem Buch »Die große Entwertung« wurde die These vom Wechsel der Geldware erstmals als eine weitere Implikation der Theorie der Waren 2ter Ordnung vorgestellt – allerdings nur en passant. Der hier vorgelegte Aufsatz »Die allgemeine Ware und ihre Mysterien. Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen Ökonomie« begründet diese These näher. Der Text verdeutlicht zunächst einmal die in der Gelddebatte völlig übersehenen grundlegenden Unterschiede zwischen der metallistischen Lehre der Klassik und dem Marx'schen Geldkonzept. Davon ausgehend werden die Spezifika der neuen, synthetischen Geldware skizziert.

Der Text ist im Rahmen der interdisziplinären Projektgruppe »Gesellschaft nach dem Geld« (https://nach-dem-geld.de/projekt) entstanden und deckt sich – von kleinen Veränderungen einmal abgesehen – mit meinem in dem Buch »Postmonetär denken. Eröffnung eines Dialogs« kürzlich publizierten gleichnamigen Aufsatz. Auch der zweite Beitrag in dieser *Krisis*-Ausgabe »Trialog: Geld als Medium oder als (ausgesonderte) Ware?« entstammt diesem Sammelband. In der Absicht, die Brücke zwischen einer Medientheorie des Geldes und dem Marx'schen Geldkonzept zu schlagen, diskutieren Hanno Pahl, Jens Schröter und ich deren jeweilige Prämissen und versuchen deren Verhältnis zu klären.

Die Position meines Mitdiskutanten Hanno Pahl, Soziologe und Autor des Buches »Das Geld in der modernen Wirtschaft«, nähert sich der Frage des Geldes aus der Perspektive der Neuen Marx-Lektüre an. Jens Schröter ist Professor für Medienkulturwissenschaft in Bonn und Initiator der Projektgruppe »Gesellschaft nach dem Geld«.

Ernst Lohoff, November 2018

Literatur

Claassen, Emil M. (1970): Grundlagen der Geldtheorie. Berlin, Heidelberg, New York,

Kurz, Robert (1995): Die Himmelfahrt des Geldes, in: *Krisis* 16/17, Bad Honnef

Kurz, Robert (2012): Geld ohne Wert, Berlin

Lohoff, Ernst (1998): Vom Geld der Gelder – die deutsche Mark. in: Laks Hessen e. V. (Hg.): Fünfzig Jahre DM, Berlin (Elefantenpress) 1998

Lohoff, Ernst (1995): Die harte Landung des Dollars, in: Krisis 16/17, Bad Honnef, www.krisis.org/1995/die-harte-landung-des-dollar/

Lohoff, Ernst/Trenkle, Norbert (2012): Die große Entwertung. Münster

Lohoff, Ernst (2014): Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation, www.krisis.org/2014/kapitalakkumulation-ohne-wertakkumulation/

Pahl, Hanno (2008): Das Geld in der modernen Wirtschaft. Marx und Luhmann im Vergleich, Frankfurt/M.

Pahl, Hanno (2018): Theorieform, strategische Positionierungen und Persuasionskraft. Überlegungen zu einer öffentlichen Soziologie des Geldes im Anschluss an Aaron Sahrs »Das Versprechen des Geldes«. In: Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ISSN 2195-0695), Ausgabe 01, Jahr 2018, S. 111-118, https://www.beltz.de/fachmedien/erziehungs_und_sozialwissenschaften/zeitschriften/zeitschrift_fuer_theoretische_soziologie/show/Journal/ausgabe/37275-zeitschrift_fuer_theoretische_soziologie_12018.html

Projektgruppe »Gesellschaft nach dem Geld« (Hg.) (2018): Postmonetär denken – Eröffnung eines Dialogs, Wiesbaden

Schröter Jens (2018): Das Geld und die Medientheorie. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft 18 (1/2018), Schwerpunktthema »Medienökonomien« (peer reviewed), S. 59-72, www.degruyter.com/view/j/zfmw.2018.10.issue-1/zfmw-2018-0107/zfmw-2018-0107.xml

Kathöfer, Jasmin/Schröter, Jens (2018): Das Geld und die digitalen Medien. In: Projektgruppe »Gesellschaft nach dem Geld« (Hg.) (2018): Postmonetär denken – Eröffnung eines Dialogs, Wiesbaden, S.377-399

Ernst Lohoff

Die allgemeine Ware und ihre Mysterien

Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen Ökonomie

1. Der Grundfehler der herrschenden Geldvorstellung

Wer wissen will, was den Inhalt »unserer« Wirtschaft ausmacht und die Brockhaus Enzyklopädie aufschlägt, erfährt unter diesem Stichwort Folgendes: »Wirtschaft dient innerhalb des menschlichen Daseins der materiellen Erhaltung und Sicherung des Lebens des einzelnen oder einer Vielheit von Menschen. Ihre Aufgabe und ihr Ziel ist die dauernde Deckung des menschlichen Bedarfs an Gütern und Leistungen.« Die moderne warenproduzierende Gesellschaft unterscheidet sich diesem landläufigen Verständnis zufolge von allen anderen Produktionsweisen in der Geschichte also nur insofern, als sie den vermeintlich überhistorischen Inhalt allen Wirtschaftens, die Versorgung der Menschen mit Gütern, besonders effektiv erledigt.

Auch wenn die Ökonomen seit jeher ein Faible für Robinsonaden haben, Menschen produzieren niemals isoliert für sich, sondern immer in einem sozialen Kontext, und sie sind zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse stets auf die Erzeugnisse anderer angewiesen. Das herrschende Denken kennt nur eine einzige vernünftige Form des Zugangs zu den Produkten anderer: nämlich den Tausch. In einer hochgradig funktionsteilig organisierten Gesellschaft setzt der Händewechsel von Gütern via Tausch die Existenz von Geld voraus. Dementsprechend wird immer schon als selbstverständlich unterstellt, dass sich die Beziehungen der Wirtschaftssubjekte und überhaupt alle wirtschaftlichen Vorgänge monetär ausdrücken.

Geld kann man bekanntlich weder essen, noch taugt es zur Befriedigung irgendeines anderen sinnlichen Bedürfnisses. Damit liegen dem herrschenden ökonomischen Denken zwei einander widerstrebende Prämissen zugrunde. Auf der einen Seite setzt es den kapitalistischen Reichtum mit den produzierten

Gebrauchsgütern und den von ihnen befriedigten Bedürfnissen ineins, auf der anderen Seite stellt sich ihm kapitalistischer Reichtum immer schon in der unsinnlichen Gestalt reiner Geldgrößen dar. Diese beiden Standpunkte lassen sich nur zusammenbringen, wenn man von einem ganz bestimmten Geldkonzept ausgeht, nämlich das Geld als eine dem Warenreichtum fremde Größe behandelt und ausgerechnet die universelle Darstellungsform allen kapitalistischen Reichtums aus dem kapitalistischen Reichtum herausrechnet. Zum bloßen »Schmiermittel der Wirtschaft« verharmlost, steht das Geld dem wahren Reichtum äußerlich gegenüber.

Die Interpretation des Kapitalismus als einer angeblich an den Bedürfnissen der Menschen orientierten Produktionsweise findet sich bereits bei Adam Smith. In den 1760er-Jahren predigte er seinen Glasgower Studenten: »The consumptibility, if we may use the word, of goods, is the great cause of human industry.« (Smith 1763, S. 199) Laut Smith ist es also der konkrete stoffliche Nutzen produzierter Dinge, um den es in der Wirtschaft geht. Und auch die »Zweiweltentheorie«, derzufolge Geld und Ware wesensverschieden sein sollen, geht auf den Urvater der klassischen Politischen Ökonomie zurück. In seinem Hauptwerk betonte er energisch: Geld, »das große Rad im Kreislauf ist völlig verschieden von den Gütern, die es in Umlauf bringt.« (Smith, 2005, S.238) Es zähle selber nicht zum kapitalistischen Reichtum, sondern erleichtere nur den Güteraustausch. In dieser Deutung ließ sich Smith auch nicht durch den Umstand beirren, dass zu seiner Zeit noch ein erheblicher Teil der Zirkulationsmittel aus Goldmünzen bestand. Selbstverständlich betrachtete Smith das zur Prägung der Goldmünzen verwendete Material als solches als potentiellen Bestandteil des Warenreichtums. Weil er aber das Wesentliche an den Waren in ihrem konkreten stofflichen Nutzen verortete, war das Edelmetall nur insoweit wirkliche Ware, wie es tatsächlich für die Befriedigung sinnlich-stofflicher Bedürfnisse eingesetzt wurde, beispielsweise als Rohstoff für Schmuck oder als Füllstoff für hohle Zähne. Die Münzprägung bedeutet demgegenüber die Ausbürgerung des verwendeten Edelmetalls aus dem Warenkosmos. Nur als Tauschmittel und damit rein gesellschaftlich genutzt und der Verwendung für sinnlich-stoffliche

Zwecke entzogen, wird Gold zu einer deaktivierten Ware[1]. Es fällt aus dem gesellschaftlichen Reichtum heraus und steht diesem als etwas Wesensfremdes gegenüber.

Die Wirtschaftswissenschaft hat seit den Tagen Adam Smiths viele Umwälzungen durchgemacht. Allerdings wurden sowohl die Mystifizierung der kapitalistischen Produktionsweise zu einer bedürfnisorientierten Wirtschaftsweise als auch die dazugehörige Vorstellung von der grundsätzlichen Wesensverschiedenheit von Geld und Ware immer fortgeschrieben. Diese liegt auch noch dem rein funktionalistischen Geldkonzept der heutigen VWL zugrunde. Das herrschende ökonomische Denken unterstellt, dass das Geld als vermeintlich bloßes Zeichen wesensverschieden von den Waren sei, denen es gegenübertritt. Gleichzeitig schrumpft das Geld, indem es von seinen Funktionen her bestimmt wird, auf eine zwischen den Gütermarktwaren vermittelnde Instanz.

Welche der drei klassischen Geldfunktionen (Zahlungsmittel, Wertaufbewahrungs- und Wertmessfunktion), die nach landläufigem Verständnis das Geld ausmachen, man auch betrachtet, in allen erscheint das Geld nur als ein Instrument des Warenverkehrs ohne jede darüber hinausweisende Bedeutung. Als universelles Zahlungsmittel besteht die Leistung des Geldes darin, die Zahl der potentiellen Tauschpartner zu vervielfachen, zu denen jedes Wirtschaftssubjekt in Beziehung treten kann.[2] Aufgrund seiner Wertaufbewahrungsfunktion er-

[1] Das als Ware deaktivierte Gold lässt sich reaktivieren. Dazu muss man die Münzen nur wieder einschmelzen und einer konsumtiven Verwendung zuführen.

[2] Die bürgerliche Ökonomie setzt die Auflösung der Gesellschaft in getrennte Privatproduzenten immer schon als die natürliche Ordnung voraus. Dementsprechend kann es für sie nur eine Alternative zum Geld geben, nämlich einen »Naturaltausch«, bei dem die Teilproduzenten A und B einander wechselseitig die Waren abnehmen. Diese konstruierte geldlose Äquivalenzbeziehung ist gegenüber monetären Beziehungen aber offensichtlich hochgradig defizitär. Das Zustandekommen eines solchen »Naturaltauschs« würde voraussetzen, dass Warenbesitzer A genau den Warenbesitzer B findet, der die Ware sucht, die A abgeben will und gleichzeitig die Ware zu bieten hat, nach der es A gelüstet. Ein solches Zusammentreffen ist höchst unwahrscheinlich. Indem das Geld den Zwang zur Komplementarität aufhebt und jedes Wirtschaftssubjekt Kauf und Verkauf auf verschiedene Partner aufteilen kann, macht es universellen Warenaustausch überhaupt erst möglich.

möglicht Geld darüber hinaus die zeitliche Trennung von Kauf und Verkauf. Dank des Geldes muss der Verkäufer nicht gleichzeitig als Käufer auftreten und kann seine Tauschoptionen auf Waren ausweiten, die aktuell noch gar nicht auf dem Markt sind. Und auch was die Funktion des Geldes als Recheneinheit und Wertmaßstab angeht, erscheint das Geld als eine dem vermeintlichen Primat der Güter und ihres Nutzens untergeordnete Größe. Als Recheneinheit und Wertmaßstab setzt das Geld die Warensubjekte in den Stand, ihr jeweiliges Gut mit jedem anderen Gut zu vergleichen und stellt auf diese Weise die *ideelle* Einheit des Warenkosmos her. Gemessen in Geld sind alle Waren qualitativ gleichgesetzt.

Seit den Tagen Adam Smiths flankiert die immer gleiche Ursprungslegende die Vorstellung vom Geld als bloßem Warenverkehrsmittel. Die Entstehung des Geldes wird unmittelbar aus dem Tausch abgeleitet und die Notwendigkeit des Tausches wiederum unmittelbar mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung kurzgeschlossen: »In den Anfängen der Arbeitsteilung muss der Tausch häufig noch sehr schleppend und stockend vor sich gegangen sein. [. . .] So hat ein Metzger mehr Fleisch in seinem Laden, als er selbst essen kann, und Brauer und Bäcker würden gern etwas davon kaufen, sie können aber lediglich ihr Brot oder ihr Bier anbieten. Ist nun der Metzger für seinen unmittelbaren Bedarf damit bereits ausreichend versorgt, so wird es in diesem Fall zu keinem Handel kommen können«. (Smith 2009 oder 2005, S.23) Angesichts dieser Malaise haben schlaue Menschen angeblich das Geld erfunden. Das Geld erlaubt es nämlich den Tauschsubjekten, den Zwang zur Bedürfniskomplementarität auszuhebeln und Kauf und Verkauf auf verschiedene Partner aufzuteilen.

2. Geld als die Darstellungsform abstrakten Reichtums

Dieser zum funktionalistischen Geldkonzept gehörende Entstehungsmythos unterstellt, dass die Produzenten seit jeher als isolierte Einzelne produzieren und erst auf dem Markt zueinander in Beziehung traten. Was die traditionellen Gesellschaften angeht, ist das eine völlige absurde Vorstellung. Wie schon Po-

lanyi in seinem klassischen Werk »The Great Transformation« herausgearbeitet hat, war die Produktion des stofflichen Reichtums in den vorkapitalistischen Gesellschaften in Wirklichkeit in persönliche Abhängigkeitsverhältnisse eingebettet. Diese persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse strukturierten wesentlich den Inhalt und die Organisation der Produktion sowie die Distribution der erzeugten Güter. Die Herauslösung des Wirtschaftens aus diesem Kontext, die Verwandlung der Gesellschaft in ein System »ungeselliger Geselligkeit« (Kant) ist identisch mit der Konstitutionsgeschichte des Kapitalismus. Smith und seine Erben projizierten und projizieren genuin kapitalistische Verhältnisse in die Vergangenheit.

Marx hat nicht nur kritisiert, dass die bürgerliche Ökonomie den Tausch als eine ewige Naturtatsache behandelt, er sah in der Auflösung der Gesellschaft in eine Gesellschaft getrennter Privatproduzenten das Grundmerkmal der kapitalistischen Produktionsweise. Dieses Grundmerkmal bildet den eigentlichen logischen Ausgangspunkt der Analyse in *Das Kapital*. Schon im ersten Kapitel seines Hauptwerks legte er dar, welche weitreichende Folgen es für die Struktur der Gesellschaft hat, dass die Menschen als getrennte Privatproduzenten agieren und es ihren Arbeitsprodukten überlassen, den gesellschaftlichen Zusammenhang herzustellen. Die Gesellschaftlichkeit der Menschen schlüpft in deren Erzeugnisse und tritt ihnen als ein Zusammenhang von Sachen und damit als eine ihnen fremde und äußerliche Macht entgegen. Weil im Kapitalismus die Gesellschaftsmitglieder sich nur als Privatproduzenten und Tauschsubjekte, also nur über ihre Produkte vermittelt, aufeinander beziehen, entwickeln diese ein Eigenleben »voll metaphysischer Spitzfindigkeiten und theologischer Mucken« (MEW 23, S. 85).

Selbstverständlich verlieren die Erzeugnisse der menschlichen Hand auch im Kapitalismus nicht ihre Eigenschaft als nützliche Dinge, die sinnliche Bedürfnisse befriedigen. Auch ein kapitalistisch produziertes Blatt Papier taugt zum Schreiben, auch kapitalistisch produziertes Mehl zum Backen. Dieser Nutzen ist aber weder die einzige noch, wie die bürgerliche Ökonomie seit jeher unterstellt, die wichtigste Bedeutung der Ware. Mit ihrer Verwandlung in eine

Ware wird ein simples menschliches Erzeugnis zur »gesellschaftlichen Chiffre« und damit zu einem »sinnlich übersinnlichen« Ding (MEW 23, S. 85). Als den sozialen Kontext überhaupt erst stiftende Instanz hat die Reichtumsproduktion im Kapitalismus damit nicht nur einen höheren Stellenwert als in allen anderen Produktionsweisen; die Verwandlung der Arbeitsprodukte in die soziale Vermittlungsinstanz verändert auch den *Inhalt* des gesellschaftlichen Reichtums von Grund auf. Sie ist gleichbedeutend mit der Entstehung einer zweiten Art von Reichtum, die es so in anderen Gesellschaftsformationen nicht gibt und die sich vom sinnlich erfassbaren materiellen Reichtum grundlegend unterscheidet: abstrakter Reichtum oder auch, was dasselbe ist, Reichtum an Wert. Diese zweite, übersinnliche und genuin kapitalistische Art von Reichtum und deren Vermehrung bilden das Alpha und Omega des modernen Wirtschaftslebens. Die Waren wiederum stellen nur in ihrer Eigenschaft als Wertträger und nicht mit ihrem Gebrauchswert gesellschaftlichen Reichtum dar.

Wie sich die Herrschaft des Werts an der Oberfläche des ökonomischen Prozesses bemerkbar macht, weiß jeder – abgesehen von Fachökonomen, die gerade an ihren Modellwelten basteln: Lässt sich mit der Produktion von Äpfeln oder Autos kein Geld verdienen, dann hat sie ihren Sinn verloren und wird eingestellt. Das übergreifende und bestimmende Moment der kapitalistischen Wirtschaft ist keineswegs im Nutzen und in der Bedürfnisbefriedigung zu suchen, wie die VWL als Erbin der Grundfehler der klassischen Nationalökonomie unterstellt, sondern einzig und allein die Erzeugung und Vermehrung des Werts. Das heißt aber, dass im etablierten Geldkonzept das Verhältnis zwischen den Gütermarktwaren und dem Geld auf dem Kopf steht. Nicht das Geld ist ein bloßes Mittel ohne ökonomische Eigenbedeutung, vielmehr stellen die verschiedenen Gütermarktwaren mit ihrem konkreten Gebrauchswert nichts weiter als eine flüchtige Zwischenstation in der Selbstzweckbewegung der Verwandlung von Geld in mehr Geld dar. Die Herstellung von Gütermarktwaren und deren Distribution ist nur eine notwendige Begleiterscheinung des Kapitalkreislaufs, und dieser hat das Geld zum Ausgangs- und Endpunkt. Gerade weil das Geld als eine rein gesellschaftliche Größe keinerlei sinnlich-stofflichen Gebrauchswert hat,

repräsentiert es als die »absolute Daseinsweise des Tauschwerts« die eigentliche Darstellungsform abstrakten Reichtums. Und weil Marx den kapitalistischen Reichtum als abstrakten Reichtum begreift, bildet das Geld für ihn im Gegensatz zur klassischen Wirtschaftslehre einen integralen Bestandteil des kapitalistischen Reichtums.

3. Das Geld, die ausgesonderte allgemeine Ware

Im ersten Band des *Kapital* legte Marx offen, worin seiner Ansicht nach der grundlegende Unterschied zwischen seiner Kritik der Politischen Ökonomie und der klassischen Ökonomie besteht:

> »Es ist einer der Grundmängel der klassischen politischen Ökonomie, daß es ihr nie gelang, aus der Analyse der Ware und spezieller des Warenwerts die Form des Werts, die ihn eben zum Tauschwert macht, herauszufinden. Grade in ihren besten Repräsentanten, wie A. Smith und Ricardo, behandelt sie die Wertform als etwas ganz Gleichgültiges oder der Natur der Ware selbst Äußerliches. Der Grund ist nicht allein, daß die Analyse der Wertgröße ihre Aufmerksamkeit ganz absorbiert. Er liegt tiefer. Die Wertform des Arbeitsprodukts ist die abstrakteste, aber auch allgemeinste Form der bürgerlichen Produktionsweise, die hierdurch als eine besondere Art gesellschaftlicher Produktion und damit zugleich historisch charakterisiert wird. Versieht man sie daher für die ewige Naturform gesellschaftlicher Produktion, so übersieht man notwendig auch das Spezifische der Wertform, also der Warenform, weiter entwickelt der Geldform, Kapitalform usw. Man findet daher bei Ökonomen, welche über das Maß der Wertgröße durch Arbeitszeit durchaus übereinstimmen, die kunterbuntesten und widersprechendsten Vorstellungen von Geld, d.h. der fertigen Gestalt des allgemeinen Äquivalents. Dies tritt schlagend hervor z.B. bei der Behandlung des Bankwesens, wo mit den gemeinplätzlichen Definitionen des Geldes nicht mehr ausgereicht wird.« (MEW 23, S.95, FN 32)

Marx kommt nicht von ungefähr sofort auf die Frage des Geldes zu sprechen, wenn er die grundlegende Schwäche der klassischen Ökonomie in ihrem Unverständnis gegenüber der Frage der Wertform verortet. Wer die Analyse der

Wertform zum Ausgangspunkt der Untersuchung der kapitalistischen Produktionsweise nimmt, eröffnet sich damit einen Zugang zur Frage des Geldes, der sich vom Verständnis der klassischen Nationalökonomie grundlegend unterscheidet. Diese und ihre Nachfolger leiten das Geld aus dem Tausch ab. Geld soll es nur deshalb geben, weil es eines Mediums bedarf, das den Händewechsel der Gebrauchsgüter vermittelt. Aus der Perspektive der Marx'schen Wertformanalyse entspringt das Geld dagegen direkt den inneren Widersprüchen der Ware.

Schon die Arbeit der Privatproduzenten – so der logische Ausgangspunkt der Marx'schen Argumentation – enthält diesen Widerspruch, der sich in ihrem Doppelcharakter ausdrückt. Auf der einen Seite wird bei der Erzeugung von Autos, Puddingpulver oder Pflastersteinen konkrete Arbeit verrichtet, die einen bestimmten Inhalt hat; diese konkrete Arbeit bildet den Gebrauchswert der je besonderen Ware, der sie von den anderen Waren unterscheidet, was wiederum die Voraussetzung dafür ist, dass diese Ware einen Käufer findet, der sich für eben diese spezifischen, stofflich-sinnlichen Eigenschaften interessiert. Auf der anderen Seite bildet die Arbeit im Kapitalismus eine rein gesellschaftliche Dimension aus, nämlich die abstrakt allgemeine Arbeit, in der jeder konkrete Tätigkeitsinhalt ausgelöscht und auf den gespenstischen Inhalt abstrakter gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit reduziert ist. Der Grund dafür liegt in eben jener Aufsplitterung des gesellschaftlichen Zusammenhangs in isolierte Privatproduzenten, die sich darüber vergesellschaften, dass sie ihre privat hergestellten Produkte einander gleichsetzen und auf einen gemeinsamen Nenner beziehen. Die gesellschaftliche Dimension der Waren besteht so betrachtet also darin, eine bestimmte Summe Tauschwert bzw. Wert zu repräsentieren. Anders gesagt: die gesellschaftliche Vermittlung findet über die Arbeitsprodukte und damit über die Arbeit statt (vgl. Postone 2003, S 229 ff.), und nur in diesem Sinne kann die Rede davon sein, dass die abstrakte Arbeit die Substanz des Werts bildet. Eine Substanz hat der Wert allein deshalb, weil er ein besonderes gesellschaftliches Verhältnis repräsentiert, das Verhältnis isolierter Privatproduzenten. Und genau wie dieses Verhältnis haben somit auch Wert und Wertsubstanz einen historisch-

spezifischen Charakter, besitzen Gültigkeit also nur unter den Bedingungen der kapitalistischen Gesellschaftsformation.

Der grundlegende Widerspruch, dass gesellschaftliche Arbeit als private verrichtet wird und die Vermittlung erst über das In-Beziehung-Setzen der Arbeitsprodukte erfolgt, schließt bereits ein, dass diese Vermittlung misslingen kann. So ist zwar die einzelne Privatarbeit der Form nach immer schon Bestandteil des gesellschaftlichen Produktionsverhältnisses, insofern sie Produkte als Waren produziert; dennoch ist die einzelne Arbeitsverausgabung in ihrer quantitativen Dimension, also als Ausdruck einer bestimmten Wertsumme, nie von vornherein ein gültiger Teil der gesellschaftlichen Reichtumsproduktion. Über die gesellschaftliche Anerkennung der verrichteten Arbeitszeit wird erst ex post entschieden, in der Begegnung der verschiedenen Erzeugnisse getrennter Privatarbeit auf dem Markt:

> »Die gesellschaftliche Arbeitszeit existiert sozusagen nur latent in diesen Waren und offenbart sich erst in ihrem Austauschprozeß. Es wird nicht ausgegangen von der Arbeit der Individuen als gemeinschaftlicher, sondern umgekehrt von besondern Arbeiten von Privatindividuen, Arbeiten, die sich erst im Austauschprozeß durch Aufhebung ihres ursprünglichen Charakters, als allgemeine gesellschaftliche Arbeit beweisen. Die allgemein gesellschaftliche Arbeit ist daher nicht fertige Voraussetzung, sondern werdendes Resultat«. (MEW 13. S. 31 f.)

Damit die nur latent in der Ware existierende gesellschaftliche Arbeitszeit sich als Wert manifestieren kann, muss sich diese gegen eine andere Ware austauschen und sich ihr Tauschwert in deren Gebrauchswert materialisieren. Der Zwang, die jeweilige konkrete beschränkte sinnliche Gestalt erst abstreifen zu müssen, um die eigene gesellschaftliche Bedeutung als Träger von Tauschwert zu realisieren, betrifft alle besonderen Waren gleichermaßen. Die gemeinsame Unzulänglichkeit zwingt die Waren indes dazu, eine einzelne aus ihren Reihen von diesem Manko zu befreien und auszusondern. Diese ausgesonderte Ware erhält den besonderen Gebrauchswert, allen anderen Waren gegenüber ihr Gemeinsames, den Tauschwert, zu repräsentieren. Sie verwandelt sich in die

Königin der Waren, in die Ware schlechthin: Sie wird zu Geld. Das Ergebnis fasst Marx folgendermaßen zusammen:

> »So ist in der einen Ware der Widerspruch gelöst, den die Ware als solche einschließt, als besonderer Gebrauchswert zugleich allgemeines Äquivalent und daher Gebrauchswert für jeden, allgemeiner Gebrauchswert zu sein. Während also alle andern Waren jetzt zunächst ihren Tauschwert als ideelle, erst zu realisierende Gleichung mit der ausschließlichen Ware darstellen, erscheint bei dieser ausschließlichen Ware ihr Gebrauchswert, obgleich reell, in dem Prozeß selbst als bloßes Formdasein, das erst durch Verwandlung in wirkliche Gebrauchswerte zu realisieren ist. Ursprünglich stellte sich die Ware dar als Ware überhaupt, allgemeine Arbeitszeit vergegenständlicht in einem besondern Gebrauchswert. Im Austauschprozeß beziehen sich alle Waren auf die ausschließliche Ware als Ware überhaupt, *die* Ware, Dasein der allgemeinen Arbeitszeit in einem besondern Gebrauchswert. Als *besondere* Waren verhalten sie sich daher gegensätzlich zu einer besondern Ware als der *allgemeinen* Ware. [...] Die besondere Ware, die so das adäquate Dasein des Tauschwerts aller Waren darstellt, oder der Tauschwert der Waren als eine besondere, ausschließliche Ware, ist – *Geld.*« (MEW 13. S. 34; Hervorh. v. Marx)

Marx nahm für sich in Anspruch, mit seiner Analyse der Aussonderung einer absoluten Ware das Geldrätsel gelöst zu haben.[3] Die geldtheoretischen Ausführungen in seinen ökonomiekritischen Schriften sind auf dieses grundlegende Problem fokussiert:

> »Die Hauptschwierigkeit in der Analyse des Geldes ist überwunden, sobald sein Ursprung aus der Ware selbst begriffen ist. Unter dieser Voraussetzung handelt es sich nur noch darum, seine eigentümlichen Formbestimmtheiten rein aufzufassen, was einigermaßen erschwert wird, weil alle bürgerlichen

---

3 Im *Kapital* liest sich das folgendermaßen: »Jedermann weiß, wenn er auch sonst nichts weiß, daß die Waren eine [...] gemeinsame Wertform besitzen - die Geldform. Hier gilt es [...] die *Entstehung* dieser Geldform nachzuweisen, also die Entwicklung des im Wertverhältnis der Waren enthaltenen Wertausdrucks von seiner einfachsten unscheinbarsten Gestalt bis zur blendenden Geldform zu verfolgen. Damit verschwindet zugleich das Geldrätsel.« (MEW 23 S. 62)

> Verhältnisse vergoldet oder versilbert, als Geldverhältnisse erscheinen, und die Geldform daher einen unendlich mannigfaltigen Inhalt zu besitzen scheint, der ihr selbst fremd ist. In der folgenden Untersuchung ist festzuhalten, daß es sich nur um die Formen des Geldes handelt, die unmittelbar aus dem Austausch der Waren herauswachsen, nicht aber um seine, einer höhern Stufe des Produktionsprozesses angehörigen Formen, wie z.B. Kreditgeld. Der Vereinfachung wegen ist Gold überall als die Geldware unterstellt.« (MEW 13, S. 49)

Für Marx war die zentrale geldtheoretische Frage die Fortentwicklung des Warenfetischs zum Geldfetisch. Er wollte erklären, wie es dazukommt, dass im Kapitalismus das Individuum in der Gestalt des Geldes »seine gesellschaftliche Macht, wie seinen Zusammenhang mit der Gesellschaft in der Tasche mit sich« (MEW 42, S. 90) herumtragen kann. In der innermarxistischen Debatte spielte der Springpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie, die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise als fetischistischer Form der Vergesellschaftung, die eine eigene, genuin kapitalistische Reichtumsform hervorbringt, nur eine marginale Rolle. Erst recht gilt das für die nicht-marxistische Marxrezeption. Diese Wahrnehmung hatte, was die Marx'sche Geldtheorie angeht, fatale Konsequenzen. Dass Marx in seiner Darstellung der Vereinfachung halber vom Gold als der Königsware ausging, nahm man zum Anlass, sein Geldkonzept mit dem Metallismus der klassischen Ökonomie in einen Topf zu werfen und den spezifischen Inhalt seiner Geldtheorie der Einfachheit halber zu ignorieren. So heißt es in einem Klassiker der Wirtschaftstheoriegeschichte:

> »Der Metallismus hat Vertreter der verschiedensten theoretischen Richtungen zu den Verfechtern seiner Gedankengänge gezählt. So hat Marx in seinem Kapital unter dem Einfluß der klassischen Lehre eine streng metallisch orientierte Geldtheorie entwickelt, indem er die Anschauung, daß das Geld ein bloßes Zeichen sei, aufs entscheidenste ablehnte und zugleich den Nachweis zu führen suchte, daß das Geld als Ware seinen Wert ausschließlich aus der zu seiner Produktion notwendigen Arbeitszeit herleitet.« (Gerhard Stavenhagen 1969, S. 432)

Die Marx'sche Theorie wird also durch die Brille des Nominalismus-Metallismus-Streits betrachtet, der im 19. Jahrhundert die geldtheoretische Diskussion beherrschte.[4]

Was die Bestimmung der Geldware angeht, trennen indes in Wirklichkeit Welten die Kritik der Politischen Ökonomie von der klassischen Ökonomie. Diese hatte sich das Label Metallismus redlich verdient, weil sie in der Tat auf Gold und Silber oder irgendeine andere auf den Gütermärkten gehandelte Ware als vermeintlich unhintergehbare Grundlage des Geldsystems festgelegt war. Das Marx'sche Konzept des Geldes als ausgesonderter Ware lässt dagegen auch eine Geldware zu, die sich aus einer anderen Abteilung des Warenkosmos rekrutiert. Die Herleitung der Notwendigkeit einer Geldware impliziert in keiner Weise, dass sich der Kandidatenkreis auf die Gütermarktwaren beschränken würde. Auch wenn Marx diesen die Analyse verkomplizierenden Fall nie untersucht hat, nach der inneren Logik seiner Argumentation kann die Geldware genauso gut den auf den Kapitalmärkten gehandelten Waren entstammen.[5]

Diese entscheidende Differenz zwischen der traditionellen und der Marx'schen Theorie entspringt unmittelbar den Vorstellungen vom Inhalt des kapitalistischen Reichtums. Wie weiter oben schon skizziert, sah Adam Smith, der Urvater der klassischen Ökonomie, in den für den Konsum vorgesehenen Gebrauchs-

---

4 Selbst ein Autor wie Schumpeter, einer der wenigen namhaften bürgerlichen Ökonomen, der sich gründlicher und im Allgemeinen durchaus wohlwollend mit Marx beschäftigt hat, vertrat diese Sicht. Wie die übrigen Vertreter seiner Disziplin schloss er aus dem Umstand, dass Marx keine von seiner übrigen Theorie getrennte Geldtheorie vorgelegt hat, dass dieser gar keine nennenswerte eigene Geldtheorie vorgelegt habe. Er sprach von »Marxens ausgesprochen schwacher Leistung auf dem Gebiet des Geldes, wo es ihm nicht gelungen ist, an den Ricardianischen Standard heranzukommen«. (Schumpeter 1946, S. 45)

5 Unter Kapitalmarktwaren verstehe ich Eigentumstitel wie Aktien und Anleihen. Sie entstehen, wenn Geldkapital als Ware veräußert wird. Im Unterschied zu Gütermarktwaren repräsentieren sie Anspruch auf künftigen Wert. (vgl. Lohoff 2014 und Lohoff/Trenkle 2012) Ich komme weiter unten noch genauer auf diesen spezifischen Warentypus und auf die geldtheoretischen Implikationen zu sprechen.

werten den eigentlichen Warenreichtum und behandelte den Tauschwert der Waren als etwas Nachgeordnetes.

Wer die Ware aber so deutet und gleichzeitig die These vertritt, als eigentliches Geld käme nur eine potentielle Ware infrage, dem verengt sich die Auswahl an möglichen Kandidaten für die Position der Geldware aber notwendigerweise auf die mit einem sinnlich-stofflichen Gebrauchswert ausgestatteten Waren, also auf die Gütermarktwaren. Marx dagegen begriff umgekehrt den Tauschwert als das im Kapitalismus allein gesellschaftlich Relevante an den besonderen Waren. Geld stellte für ihn die Verkörperung des Tauschwerts schlechthin dar: »Es ist Grundlage der kapitalistischen Produktion, daß das Geld als selbständige Form des Werts der Ware gegenübertritt, oder daß der Tauschwert selbständige Form im Geld erhalten muß, und dies ist nur möglich, indem eine bestimmte Ware das Material wird, in deren Wert sich alle anderen Waren messen, daß sie ebendadurch die allgemeine Ware, die Ware par excellence im Gegensatz zu allen anderen Waren wird.« (MEW 25, S. 532) Diese Argumentation ist nicht nur insofern der klassischen Lehre diametral entgegengesetzt, als sie das von dieser Lehre aus dem kapitalistischen Reichtum ausgebürgerte Geld als die »absolute Ware« fasst. Hinzu kommt noch: Wenn der Tauschwert das Wesentliche an der Ware ist, dann erweitert sich der Kandidatenkreis für den Posten der Königsware logischerweise um jene Waren, die Tauschwert repräsentieren, ohne deshalb mit einem sinnlich-stofflichen Gebrauchswert ausgestattet zu sein.

4. Vom Warenfetisch über den Geldfetisch zum Kapitalfetisch

Die bürgerliche Ökonomie will in der kapitalistischen Produktionsweise eine ausgesprochen rationale Wirtschaftsweise erkennen. Die Kritik der Politischen Ökonomie dechiffriert diesen vermeintlichen Inbegriff einer vernünftigen Form der Reichtumserzeugung als ein verrücktes mehrstufiges Fetischsystem. Schon die Ware hat Fetischcharakter, weil die sozialen Beziehungen der Menschen in die Arbeitsprodukte schlüpfen und damit den Menschen in dieser sachlichen

Gestalt als äußere Macht gegenübertreten. Oder um es in die Marx'schen Worte zu kleiden: »Das Geheimnisvolle der Warenform besteht [...] darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen« (MEW 23, S. 86). Diese Grundlogik des Fetischismus, die Veräußerlichung eines Verhältnisses zu einem selbstständigen Ding, wiederholt sich noch einmal an den Waren selber. Die Tauschwertdimension der Waren verselbstständigt sich zu einem neben den besonderen Waren existierenden Sondergegenstand, der ausgesonderten allgemeinen Ware. Das macht den Kern des Geldfetischs aus:

> »Die Bestimmung des Produkts im Tauschwert bringt also notwendig mit sich, daß der Tauschwert eine vom Produkt getrennte, losgelöste Existenz erhält. Der von den Waren selbst losgelöste und selbst als eine Ware neben ihnen existierende Tauschwert ist — *Geld.* Alle Eigenschaften der Ware als Tauschwert erscheinen als ein von ihr verschiedner Gegenstand, eine von ihrer natürlichen Existenzform losgelöste soziale Existenzform im *Geld.*« (MEW 42, S. 80)

Damit ist die Stufenfolge des Fetischismus aber keineswegs abgeschlossen. Die Verwandlung eines sozialen Verhältnisses in die Eigenschaft einer scheinbar selbstständig existierenden Sache macht sich auch noch auf einer anderen Ebene bemerkbar, nämlich auf der des Kapitalverhältnisses. Folgt man der Marx'schen Analyse, ist Kapital zunächst einmal ein drei Metamorphosen[6] umfassender

[6] Die erste Metamorphose besteht im Ankauf von Arbeitskraft und Produktionsmitteln. An die Stelle der allgemeinen Ware treten besondere Waren. Im Produktionsprozess entsteht eine neue Ware, in der nicht nur der Wert der vernutzten Produktionsmittel und Arbeitskraft wiedererscheint; weil der Arbeitskraft der genuin gesellschaftliche und damit übersinnliche Gebrauchswert eigen ist, über ihre eigenen Reproduktionskosten hinaus Wert erzeugen zu können, repräsentiert diese neue Ware mehr Wert als die ursprünglich vorgeschossene Geldsumme. In einer dritten Metamorphose nehmen der Wert und Mehrwert der neuen Ware wieder Geldgestalt an. Aus G ist G' geworden.

sozialer Prozess, in dem sich der Wert dank der Nutzung des besonderen Gebrauchswerts der Ware Arbeitskraft »in ein automatisches Subjekt« (MEW 23, S. 169) der Wertverwertung verwandelt. Auch dieser Prozess bringt wiederum eine eigene Fetischgestalt hervor, den Kapitalfetisch.

Weil das Geld die »absolute Daseinsweise des Tauschwerts« ist, hat es auch im Kapitalkreislauf eine privilegierte Position inne. Während die besonderen Waren immer nur Durchgangsstation im Prozess der Wertverwertung sein können, bildet das Geld dessen Ausgangs- und Endpunkt. Der Prozess der Wertverwertung stellt sich als die Selbstzweckbewegung der Verwandlung von Geld in mehr Geld dar. Das bleibt nicht ohne Rückwirkung auf das Geld selbst. Seine Sonderstellung im Warenkosmos als Ausgangspunkt des Kapitalkreislaufs verleiht ihm »außer dem Gebrauchswert, den es als Geld besitzt, einen zusätzlichen Gebrauchswert, nämlich den, als Kapital zu fungieren. Sein Gebrauchswert besteht hier eben in dem Profit, den es in Kapital verwandelt, produziert. In dieser Eigenschaft als mögliches Kapital, als Mittel zur Produktion des Profits, wird es Ware, [...] eine Ware sui generis.« (MEW 25, S. 351)

Indem Geld in seiner Eigenschaft als potentielles Kapital selber wiederum zu einer potentiellen Ware wird, nimmt nicht nur der Tauschwert der Waren im Geld eine von den Waren selbst getrennte Gestalt an; darüber hinaus nimmt im Geld auch das Kapitalverhältnis eine der tatsächlichen Wertverwertung äußerliche und vom fungierenden Kapital und seinem Kreislauf abgelöste Gestalt an. Damit tritt neben den Geldfetisch eine weitere Fetischform, nämlich der Kapitalfetisch.

Es gibt verschiedene Formen, in denen Geld in seiner Eigenschaft als potentielles Kapital Ware werden und sich an ihm das Kapitalverhältnis veräußerlichen kann. Marx hat vor allen eine Variante der »Veräußerlichung des Kapitalverhältnisses« (MEW 25, S. 404) untersucht, nämlich das zinstragende Kapital. Dabei nahm er zunächst einmal in den Blick, wie sich der Kapitalfetisch für den potentiellen Verleiher von Geldkapital darstellt:

> »Es hängt ab von dem Besitzer des Geldes, d.h. der Ware in ihrer stets austauschbaren Form, ob er es als Geld verausgaben oder als Kapital ver-

mieten will. Im zinstragenden Kapital ist daher dieser automatische Fetisch rein herausgearbeitet, der sich selbst verwertende Wert, Geld heckendes Geld, und trägt es in dieser Form keine Narben seiner Entstehung mehr. Das gesellschaftliche Verhältnis ist vollendet als das Verhältnis eines Dings, des Geldes, zu sich selbst. Statt der wirklichen Verwandlung von Geld in Kapital zeigt sich hier nur ihre inhaltslose Form. Wie bei der Arbeitskraft, wird der Gebrauchswert des Geldes hier der, Wert zu schaffen, größeren Wert, als der in ihm selbst enthalten ist. Das Geld als solches ist bereits potentiell sich verwertender Wert und wird als solcher verliehen, was die Form des Verkaufens für diese eigentümliche Ware ist. Es wird ganz so Eigenschaft des Geldes, Wert zu schaffen, Zins abzuwerfen wie die eines Birnbaums Birnen zu tragen. Und als solches zinstragendes Ding verkauft der Verleiher sein Geld.« (MEW 25, S. 405.)

5. Waren 2ter Ordnung

Diese gerade angeführte Passage erfreut sich in der marxistischen Debatte großer Beliebtheit. Allerdings wird dieses Marx-Zitat und das Problem des Kapitalfetischs überhaupt üblicherweise rein ideologiekritisch gedeutet. Dass die Welt des Monetären ohne Rückkoppelung auf reale Arbeitsvernutzung (kapitalistischen) Reichtum hecken kann, so die gängige Lesart, sei nur eine optische Täuschung. So viel ist daran richtig. Wer einen 20 €-Schein in einen Blumentopf einpflanzt, wird selbst bei regelmäßigem Gießen kein Wachstum des abstrakten Reichtums beobachten können. Kapital ist kein Ding, sondern ein als Ding erscheinendes gesellschaftliches Verhältnis und dementsprechend ist auch seine Vermehrung Ergebnis gesellschaftlicher Beziehungen. Allerdings gibt es neben der in der marxistischen Diskussion wohlbekannten Kapitalbildung durch die Nutzung der (Mehr)wertschöpfungspotenz der Ware Arbeitskraft noch eine zweite, von der marxistischen Diskussion ausgeblendete Variante. Auch die Beziehung, die der Verkauf der Ware Geldkapital vermittelt, kann abstrakten Reichtum hervorbringen. Die von tatsächlicher Wertverwertung entkoppelte Kapitalbildung ist

keine bloß subjektive Einbildung, der Kapitalfetisch ist wie der Waren- und der Geldfetisch auch *Realfetisch*.

Um den Mechanismus der Kapitalbildung jenseits der Wertverwertung zu verstehen, muss man vor allem eine besondere Eigentümlichkeit der Ware Geldkapital in den Blick nehmen: die Doppelnutzung ihres Gebrauchswerts durch Käufer und Verkäufer. Bei den Gütermarktwaren, die Marx im ersten Band des *Kapital* analysierte, ist so etwas unvorstellbar. Wer einen Apfel verkauft, kann diesen anschließend nicht mehr selber essen. Was diesen Sektor des Warenkosmos angeht, bedeutet der Verkauf unweigerlich die vollständige und endgültige Abtretung des Gebrauchswerts der Ware an den Käufer. Auch beim Verkauf einer Geldsumme als Geldkapital erhält der Verkäufer selbstverständlich den Gebrauchswert des Geldes. Er hat nunmehr die Geldsumme in Händen und kann diese z.B. als Tauschmittel verwenden. Das heißt aber nicht, dass der Verkäufer im Gegenzug den Gebrauchswert der Geldsumme nicht mehr nutzen könnte; im Gegenteil, indem er sein Geld unter dem Vorbehalt weggibt, dass es später vermehrt zu ihm zurückkehrt, nutzt er dessen Gebrauchswert als potentielles Kapital. Die Veräußerung der ursprünglichen Geldsumme ermöglicht aber nicht nur die gleichzeitige Nutzung ihres Gebrauchswerts durch zwei verschiedene Wirtschaftsakteure; indem die ursprüngliche Geldsumme qua Verleih oder auf andere Weise als Geldkapital veräußert wird[7], kommt es auch in Hinblick auf den Tauschwert für die Zeit der Weggabe zu einer Verdoppelung. Die Orginalsumme ist zwar an den Geldkapitalkäufer übergegangen, aber der Verkäufer steht keinesfalls mit leeren Händen da. Er verfügt über einen monetären Anspruch gegenüber dem Käufer des Geldkapitals, und das ist sein Kapital. Solche verselbständigten Spiegelbilder der Ursprungsgeldsumme bezeichnete Marx in Abgrenzung zu dem mit tatsächlicher Wertproduktion befassten fungierenden Kapital als »fiktives Kapital«.

Die ökonomische Bedeutung dieses »fiktiven Kapitals« hängt wiederum von der gesellschaftlichen Gestalt ab, die es annimmt. Solange es sich bei dem Spiegel-

[7] Neben dem Verleih von Geldkapital gehört der Ankauf von Aktien zu den traditionell wichtigsten Formen der Geldkapitalveräußerung.

bild des Originalkapitals um einen nicht übertragbaren persönlichen Anspruch auf Tilgung und Zins handelt, wie bei einem Kredit zwischen Privatpersonen, stellt das Spiegelbild zwar für den Eigner Kapital dar, es geht aber nicht in den Wirtschaftskreislauf ein, und insofern schlägt die Verdoppelung der Ausgangssumme in Original und Spiegelbild, gesamtkapitalistisch betrachtet, nicht weiter zu Buche. Das ändert sich aber, wenn das Spiegelbild des Ausgangskapitals, das Zahlungsversprechen, zirkuliert. Das kann indirekt geschehen, z.B. wenn das Geldkapital an eine Bank verliehen wird und mit zum Ausgangspunkt der Kreditvergabe dieser Bank wird. In diesem Fall entsteht gesellschaftliches Zusatzkapital. Das kann auch direkt vonstattengehen, nämlich dann, wenn der monetäre Anspruch selber die Form einer handelbaren Ware annimmt und zirkuliert, etwa in Gestalt von Aktien oder verbrieften Schuldtiteln, wie Unternehmens- oder Staatsanleihen. Diese Waren 2ter Ordnung, die auf den Kapitalmärkten gehandelt werden, stellen genauso kapitalistischen Reichtum dar wie die vom fungierenden Kapital erzeugten Waren. Allerdings unterscheidet sich deren Genese grundlegend von den auf den Gütermärkten gehandelten besonderen Waren. Während die Waren 1ter Ordnung (die Gütermarktwaren) vergangene Arbeit, also bereits erzeugten Wert repräsentieren, verkörpern die Waren 2ter Ordnung vorabkapitalistierten *künftigen* Wert. Dass Geld auch ohne den Umweg der Vernutzung lebendiger Arbeit Geld hecken kann, ist also nicht nur eine Fehlwahrnehmung des Geldkapitalisten, der am Profit anderer partizipiert[8]; der erfolgreiche Verkauf von Aktien und Schuldtiteln und die Kreditverkettung stellen tatsächlich eine eigene, auf Wertantizipation beruhende Form der Kapitalbildung dar. Die Kreditverkettung und das Auftreten der Waren 2ter Ordnung machen also auch den Kapitalfetisch zum Realfetisch.[9]

---

8 So wird in der marxistischen Diskussion argumentiert. Die Bewegung G – G' soll demnach bloßer Schein sein, hinter dem sich die Ausbeutung der Arbeitskraft und die Mehrwertproduktion verbergen. Die realfetistischistische Dimension des Kapitalfetischs bleibt auf diese Weise ausgeblendet.

9 Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass dieses verselbständigte Spiegelbild des Ursprungskapitals mit der Realisierung des Eigentumstitels wieder verschwindet.

6. Die innere kategoriale Gliederung des Geldsystems

Verlassen wir den Kapitalfetisch und kehren wir zum Geldfetisch und zum logischen Status des Marx'schen Geldkonzepts zurück. Wenn die Kritik der Politischen Ökonomie das Geld als die ausgesonderte allgemeine Ware fasst, dann hebt diese Bestimmung wohlgemerkt auf das Geldsystem als ganzes ab. Genauso wie im Absolutismus die Position des Königs als Herrn des Justizwesens den Monarchen keineswegs dazu zwang, jeden Angeklagten persönlich abzuurteilen, genauso wenig muss die allgemeine Ware im alltäglichen Zahlungsverkehr leibhaftig auftreten und den Gütermarktwaren unmittelbar gegenübertreten. So wie der Monarch seine Stellvertreter hatte, die in seinem Namen Recht sprachen, so kann sich auch die Geldware aus dem Alltagsgeschäft zurückziehen und diese Aufgabe ganz oder teilweise delegieren.[10] Nicht alles, was im Alltag Geldfunktion übernimmt, ist dementsprechend selber Geldware. Allerdings – und das ist entscheidend – hat jedes entwickelte und funktionstüchtige Geldsystem eine Geldware zur Grundlage. Das, was im Alltagssprachgebrauch als Geld firmiert, ist dementsprechend keineswegs identisch mit der Geldware im Sinne der Marx'schen Theorie. Schon zu Marxens Zeit setzte sich Geld im landläufigen Sinne vornehmlich aus abgeleiteten Geldformen zusammen, die nicht aus sich selber heraus abstrakten Reichtum verkörperten, sondern nur vermittelt über ihre Beziehung zur Königsware diese Fähigkeit erlangten.

Vom Standpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie lassen sich zwei Grundformen dieser logisch nachgeordneten Geldformen unterscheiden: Zum einen

Solange das fiktive Kapital neben dem Ausgangskapital existiert, ist es genauso real und wirtschaftlich wirksam wie dieses.

[10] Im täglichen Geldverkehr hatte die Geldware schon zu Marxens Lebzeiten in erheblichem Umfang Geldzeichen und privatem Kreditgeld Platz gemacht. Was den inländischen Zahlungsverkehr angeht, ging Marx im Prinzip von einer vollständigen Substituierbarkeit der Geldware aus. Nur im internationalen Zahlungsverkehr galt ihm bei Ungleichgewichten in der Zahlungsbilanz die Geldware – damals das Gold – als unersetzbar: »Symbolisches Geld oder Kreditgeld [...] können die edeln Metalle als Kaufmittel oder Zahlungsmittel in der innern Zirkulation ersetzen, aber nicht auf dem Weltmarkt.« (MEW 13, S. 142)

von der Hüterin der allgemeinen Ware, der Zentralbank, ausgegebene *Geldzeichen* wie Banknoten und Münzen, die durch die im Besitz der Zentralbank befindliche Geldware gedeckt sind. Zum anderen *private Geldsurrogate*, auf gesetzliche Zahlungsmittel lautende Zahlungsversprechen privater Akteure, die wiederum das gesetzliche Zahlungsmittel ersetzen. Diese zweite, abgeleitete Geldform hat Marx in seinen Schriften vornehmlich am Beispiel des Wechsels – zu seinen Lebzeiten noch die wichtigste Art von Kreditgeld – behandelt. Kategorial betrachtet, gehört der Wechsel genauso wie die späteren entwickelteren Kreditgeldvarianten zu den Waren 2ter Ordnung und stellt antizipierten Wert dar. Als übertragbares und verzinstes Zahlungsversprechen gehören er und seinesgleichen zwar zum Warenkosmos, wie alle Arten von handelbaren privaten Zahlungsversprechen ist er allerdings Teil der Klasse der *besonderen* Waren – das unterscheidet ihn von der Geldware.

Beim Wechsel stach der Surrogatcharakter insofern noch sehr deutlich ins Auge, als dieser für die Verpflichtung des Ausstellers stand, zu einem festgesetzten Termin den Wechselbrief gegen »richtiges Geld« einzutauschen. Beim modernen Kreditgeld, bei dem die Zahlungsverpflichtungen von Geschäftsbanken den Zahlungsverkehr zwischen den Konteninhabern vermitteln, wird dieser nachgeordnete Status durch permanente Verrechnungsprozesse etwas verschleiert. Am Kern der Sache, dem Ersatz von gesetzlichen Zahlungsmitteln durch Zahlungsversprechen privatwirtschaftlicher Akteure, hat sich aber nichts geändert. Wer an der Supermarktkasse statt zum Bargeld zur EC-Karte greift und die Rechnung aus seinem Girokonto-Guthaben begleicht, tritt einen monetären Anspruch gegenüber der Geschäftsbank an den Supermarktbetreiber ab. Dieser Vorgang setzt logisch die Existenz des gesetzlichen Zahlungsmittels bereits voraus.[11]

Schon zu Marxens Zeiten nutzen die privaten Marktteilnehmer neben der leibhaftigen Geldware in Gestalt von Goldmünzen vor allem Banknoten und Scheidemünzen als Zahlungsmittel. Diese Geldwarenzeichen, die bis heute als

[11] Seinen juristischen Niederschlag findet der nachgeordnete Status von privatem Kreditgeld darin, dass jeder Marktteilnehmer zwar das gesetzliche Zahlungsmittel zur Begleichung von Forderungen akzeptieren muss, nicht aber privates Kreditgeld.

gesetzliches Zahlungsmittel dienen, sind weder allgemeine Ware noch besondere Ware, sondern reine Geldsymbole. Für sich betrachtet, verkörpern sie weder bereits erzeugten noch antizipierten Wert, sondern verweisen nur auf die Geldware. Gedeckt sind sie durch den kapitalistischen Reichtum, den die Geldzeichen ausgebende Instanz akkumuliert hat. Nicht ihr verschwindend geringer Eigenwert und auch keine ominöse Knappheit, sondern die bei den Zentralbanken aufgehäuften Bestände an Geldware verleihen den Geldsymbolen ihre gesellschaftliche Gültigkeit und machen sie zu stellvertretenden Wertrepräsentanten.

7. Der Wechsel der Geldware

Jedes entwickelte kapitalistische Geldsystem weist die skizzierte Gliederung auf und setzt sich aus den drei beschriebenen Grundelementen zusammen: der eigentlichen Geldware, die vornehmlich oder ausschließlich in den Tresoren bzw. Bilanzen der Zentralbank zu suchen ist, den von der Zentralbank ausgegebenen Geldzeichen und dem privaten Kreditgeld. Ein Geldsystem, das sich von dieser Grundstruktur verabschiedet und auf eine Geldware verzichtet, kann nicht funktionieren. Die durch keinerlei Geldware gedeckten Geldzeichen würden sich unweigerlich in das rückverwandeln, was Banknoten und Münzen ihrer sinnlich-stofflichen Natur nach sind, bedruckte Papierzettel und kleine Metallplättchen.

Allerdings hat das Geldsystem auf dem Boden dieser Dreigliederung tiefgreifende Umwälzungsprozesse durchgemacht. Vor allem seine Basis, die Geldware, hat im Laufe der kapitalistischen Entwicklung gewechselt. Hatten sich zu Marxens Lebzeiten noch Gold und Silber die Rolle der Geldware geteilt (Bimetallismus), so übernahm gegen Ende des 19. Jahrhunderts in allen wichtigen kapitalistischen Ländern das Gold die Alleinherrschaft. Im klassischen Golddeckungssystem lag die Abhängigkeit der Geldzeichen von der Geldware und deren Wert insofern noch offen zutage, als deren Beziehung juristisch fixiert war. Zum einen waren die meisten Zentralbanken verpflichtet, für die ausgegebenen Geldzeichen in ei-

nem festgeschriebenen Verhältnis Gold zu bevorraten;[12] zum anderen hatte jeder Banknoteninhaber gegenüber der zuständigen Notenbank das Recht, die Geldzeichen zu einem Fixkurs in leibhaftiges Edelmetall umzutauschen. Das machte aus Währungen wie dem britischen Pfund, der deutschen Reichsmark oder dem US-Dollar direkte regionale Repräsentanten einer bestimmten Gewichtseinheit der Geldware.

Dass ausgerechnet das Gold den Thron der allgemeinen Ware bestieg, war kein historischer Zufall. Solange die Geldware sich aus den Reihen der mit einem sinnlich-stofflichen Gebrauchswert ausgestatteten Waren 1ter Ordnung rekrutierte, war das Gold für diesen Part prädestiniert. Aufgrund seiner physischen Eigenschaften und seines hohen Werts pro Gewichtseinheit stellt es die ideale Verkörperung tatsächlicher verausgabter abstrakt allgemeiner Arbeit dar. Trotzdem blieb das goldfundierte Geldwesen nicht das letzte Wort der kapitalistischen Entwicklung. Aufgrund der Entfaltung der Produktivkräfte wuchsen die Vorauskosten der Mehrwertproduktion schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts derart dramatisch, dass es zusehends unmöglich wurde, diese allein aus dem bereits akkumulierten abstrakten Reichtum zu bestreiten. Zur Fortsetzung des kapitalistischen Akkumulationsprozesses wurde der Vorgriff auf künftige Wertproduktion unabdingbar. Das kann im großen Stil aber nur gelingen, wenn auch die Geldware an diesem Vorgriffsprozess Teil hat und nicht mehr vergangene »tote Arbeit« repräsentiert, sondern vorabkapitalisierte künftige Wertproduktion.

Der Wechsel der Geldware war das Ergebnis eines langwierigen, sich über mehr als sechs Jahrzehnte hinziehenden historischen Prozesses, der hier nur angedeutet werden kann. Er begann 1914, als bei Kriegsausbruch in Ländern wie Großbritannien und Deutschland angesichts der zu erwartenden Kriegskosten die Goldeinlösepflicht der Notenbanken ausgesetzt werden musste. Er führte nach den monetären Wirren der Zwischenkriegszeit mit dem Bretton

[12] Die Bank von England beispielsweise war verpflichtet, ⅔ der umlaufenden Banknoten mit Gold zu decken. Für das übrige Drittel war ihr gestattet, erstklassige Handelswechsel zu halten, was mit Zinseinnahmen verbunden war.

Woods-System zu einer Art Doppelherrschaft der alten und der neuen Geldware. Während die USA, die wirtschaftliche Übermacht der unmittelbaren Nachkriegszeit, dem Ausland gegenüber[13] die Gold-Bindung des US-Dollar aufrechterhielten, nutzten die Zentralbanken der anderen kapitalistischen Kernstaaten vornehmlich auf Dollar lautendes fiktives Kapital als Geldware.

In dem Maß, wie der ökonomische Vorsprung der USA dahinschmolz und der Fortgang der Produktivkraftentwicklung eine weitere Steigerung des Vorgriffs auf künftige Wertproduktion unerlässlich machte, ließ sich dieses Mischsystem nicht mehr aufrechterhalten. Mit der Aufhebung der Goldkonvertibilität des US-Dollars 1971 hatte das Gold endgültig als Geldware ausgedient, und die im Rahmen ihrer »Kreditgeldschöpfung« sich bei den Zentralbanken akkumulierenden monetären Forderungen übernahmen nun allein den Part der Geldware.

8. Die neue Geldware und ihre Eigentümlichkeiten

Das im Gefolge der Demonetarisierung des Goldes entstandene neue Geldsystem hat eine wesentlich vertracktere Struktur als das Golddeckungssystem, das Marx vor Augen hatte. Um die Geheimnisse des damaligen Geldwesens zu enträtseln, genügte es im Kern noch, den Geldfetisch allein zu enträtseln. Das zeitgenössische Geldsystem ist dagegen das Ergebnis der *Verschränkung zweier Fetischformen*, des Geldfetischs mit dem Kapitalfetisch. Die im Abschnitt über die Waren 2ter Ordnung skizzierte geheimnisvolle Fähigkeit, durch den Verkauf von Geldkapital und die doppelte Nutzung seines Gebrauchswerts, künftige Wertproduktion vorab in Kapital zu verwandeln, spielte zu Marxens Zeit für den kapitalistischen Akkumulationsprozess insgesamt nur eine marginale Rolle und blieb ein auf die privaten Kapitalmärkte beschränktes Epiphänomen. Auf der heutigen Entwicklungsstufe des Kapitalismus hat das gesamte Geldsystem Wertantizipation zum Inhalt – auch und gerade die Geldware verkörpert künftigen

[13] Nach innen galt die Goldkonvertibilität schon seit 1933 nicht. Damals hatte die Roosevelt-Regierung im Rahmen des New Deal den US-Bürgern privaten Goldbesitz untersagt. Dieses Verbot fiel erst 1971. Es hatte mit der allgemeinen Aufhebung der Goldbindung des Dollar seine Funktion verloren.

Wert. Das heutige Zentralbankgeld ist *durch nichts anderes gedeckt* als durch das sich bei den Zentralbanken im Rahmen der »Geldschöpfung«[14] ansammelnde fiktive Kapital.

Welche Bedeutung der Geldwarenwechsel auf der Tauschwertseite hat, ist damit geklärt: Als eine Ware 1ter Ordnung repräsentierte die klassische Geldware Gold vergangene abstrakte Arbeit; ihre Nachfolgerin als Geldware entstammt dagegen aus den Reihen der Waren 2ter Ordnung und ist damit Darstellungsform von bereits vorab in Kapital verwandelter künftiger Wertproduktion. Sie steht also für den Vorgriff auf noch zu leistende abstrakt allgemeine Arbeit. Diese Veränderung auf der Tauschwertseite der Geldware geht aber selbstverständlich mit tiefgreifenden Veränderungen auch auf der Gebrauchswertseite einher. Weil eine systematische Untersuchung den Rahmen dieser Skizze sprengen würde, muss an dieser Stelle eine kurze Aufzählung genügen.

Schon die Aussonderung der allgemeinen Ware aus der Schar der besonderen Waren folgt einer unterschiedlichen Logik je nachdem, ob die allgemeine Ware aus der Schar der Waren 1ter oder 2ter Ordnung entstammt. Mit den Verhältnissen beim Edelmetall sind wir bereits vertraut. Die Waren 1ter Ordnung haben höchst unterschiedliche sinnlich-stoffliche Gebrauchswerte. Der Gebrauchswert einer dieser vielen besonderen Waren wird, wie Marx bereits dargestellt hat, zur Materiatur seines Gegenteils, zur Verkörperung von Tauschwert schlechthin. Die Aussonderung der Geldware aus den Reihen der Waren 2ter Ordnung muss schon deshalb einem anderen Muster folgen, weil sämtliche Waren dieser Abteilung der Warenwelt mit demselben übersinnlichen Gebrauchswert ausge-

14 Den Begriff »Geldschöpfung« verwende ich an dieser Stelle nur, weil er etabliert ist. Wie nach dem bereits Gesagten klar sein dürfte, vernebelt er den realen Zusammenhang. Zum einen erhalten die Geschäftsbanken von den Zentralbanken keineswegs simples Geld, sondern von vornherein in Geld*kapital* verwandeltes Geld, da sie sich das Geld ja gegen entsprechende Zinsen leihen; zum anderen suggeriert der Begriff der »Schöpfung«, Giralgeld entstünde als Ergebnis einer einseitigen Setzung durch einen Demiurgen aus dem Nichts. In Wirklichkeit entspringt alles Buchgeld immer einem Interaktionsverhältnis. Die Zentralbank kann nur Geld »schöpfen«, indem sie mit Geschäftsbanken in eine Kredit-Beziehung tritt, und die Geschäftsbanken, indem sie geeignete Kreditnehmer finden.

stattet sind: dem Gebrauchswert, sich als verwertenden Wert darzustellen. Die Trennlinie zwischen Warenpöbel und Warenkönigin verläuft hier nicht zwischen verschiedenen Waren; vielmehr hängt es davon ab, in *wessen Besitz* sich eine Ware 2ter Ordnung befindet: ob sie eine besondere Ware ihrer Klasse bleibt oder zur allgemeinen Ware erhoben wird. Gewährt eine Geschäftsbank einer anderen Kredite, so haben die Zahlungsversprechen des Kreditnehmers den Charakter privaten fiktiven Kapitals. Räumt dagegen die Zentralbank einer Geschäftsbank einen Kredit ein, dann verwandeln sich die Rückzahlungsversprechen der Geschäftsbank damit in Elemente der allgemeinen Ware. Ein US-Staatspapier im Besitz eines privaten Anlegers, beispielsweise einer Geschäftsbank, ist eine besondere Ware. Akzeptiert dagegen die EZB das gleiche Staatspapier als Sicherheit für einen Zentralbankkredit, ändert sich dessen Status. Die Hinterlegung des Staatspapiers bei der abstrakten Allgemeinheit des Monetären, die die gesetzlichen Zahlungsmittel ausgibt, erhebt es in den Königswaren-Stand. Mit dem Auslaufen des Kredits und der Rückübertragung an die Geschäftsbank verliert die US-Anleihe diese Position selbstverständlich wieder.

Ein grundlegender Unterschied zwischen der klassischen Geldware und ihrer Nachfolgerin liegt damit auf der Hand. Wie bereits erwähnt, war schon zu Marxens Zeiten das Gold, was den alltäglichen Zahlungsverkehr angeht, im Rückzug begriffen. Trotzdem bleibt es ein Grundmerkmal jedes Geldsystem, in dem eine Gütermarktware als Geldware dient, dass nicht nur die Zentralbanken, sondern prinzipiell immer auch die privaten Akteure als Geldwarenbesitzer auftreten können. Wer Gold oder Goldmünzen besaß, verfügte nicht nur über bloße Geldzeichen, sondern direkt über die Geldware. Im heutigen Geldsystem kann dagegen die Geldware ex definitione überhaupt niemals in die Hand privater Akteure gelangen. Als das bei der Kreditgewährung an Geschäftsbanken aufseiten der Zentralbanken entstehende fiktive Kapital existiert die neue Geldware nur auf der Aktiva-Seite der Zentralbank-Bilanz. Der Marx'sche Begriff der allgemeinen Ware als der ausgesonderten Ware bekommt damit eine neue Bedeutung.

Die feste Lokalisierung der Geldware bei den Zentralbanken als einer abstrakten Allgemeinheit des Geldes schließt selbstverständlich eine direkte Konvertibilität der gesetzlichen Zahlungsmittel gegenüber der *neuen Geldware*, wie sie das klassische Golddeckungssystem ausgezeichnet hatte, per se aus. Das heißt freilich nicht, dass der »Wert« der umlaufenden Geldzeichen sich unter dem zeitgenössischen Geldregime von dem bei den Zentralbanken akkumulierten abstrakten Reichtum emanzipiert hätte. Deren Gültigkeit leitete sich nach wie vor, wenn auch indirekt von der Geldware her.

Eine Geldware, die ihren Status der Sonderstellung ihres Besitzers verdankt, hat im Gegensatz zur klassischen Geldware *zwangsläufig synthetischen Charakter*. Zusammengesetzt aus den monetären Ansprüchen der Notenbanken, unterliegt sie als eine Art Korbware einem Prozess permanenter Neukombinierung. Beständig laufen Zentralbankkredite aus und werden neue gewährt, beständig findet ein Händewechsel von Waren 2ter Ordnung zwischen Geschäftsbanken und Zentralbanken statt. Und auch der Gesamtumfang des in der Form der Geldware befindlichen abstrakten Reichtums unterliegt ganz erheblichen Schwankungen – nicht zuletzt je nachdem, welche Geldpolitik die Zentralbank gerade betreibt. Gerade was das angeht, könnte der Kontrast zur alten Geldware kaum dramatischer ausfallen. Unter dem Goldregime hatte das Geldsystem eine weitgehend starre Grundlage. Sieht man von den nicht-monetären Verwendungen des Edelmetalls der Einfachheit halber einmal ab, dann war die Masse der Geldware identisch mit dem Gesamtumfang des der Erde entrissenen Edelmetalls. Das mit der Expansion des Systems abstrakten Reichtums wachsende Bedürfnis nach zusätzlicher Geldware konnte dementsprechend im Rahmen des klassischen Golddeckungssystems nur auf eine Weise Erfüllung finden: durch zusätzliche Goldförderung.

Der Wechsel der Geldware hat dem Selbstzwecksystem der Vermehrung abstrakten Reichtums ganz neue Akkumulationsspielräume verschafft. Unter dem Golddeckungssystem wurde noch ein Teil des produzierten Reichtums dem Akkumulationsprozess entzogen und stillgelegt, nur damit das Geld seine Aufgabe als absolute Ware erfüllen konnte. Der Übergang zur neuen Geldware bedeutet

nicht nur den Wegfall dieser faux frais des kapitalistischen Gesamtbetriebs, als integraler Bestandteil des Wertantizipationssystems kann die Erzeugung der Geldware sogar einen eigenen Beitrag zur Kapitalakkumulation leisten. Dieser gewaltige Vorzug hat freilich seinen Preis. Zunächst einmal schrumpft mit dem Wechsel der Geldware deren Gültigkeitsbereich. Das Gold hatte nicht nur innerhalb bestimmter Währungsgebiete die Position der allgemeinen Ware inne, sondern fungierte in Barrenform zugleich auch unmittelbar als Weltgeld. Bei der Nachfolgerin beschränkt sich der Herrschaftsbereich dagegen auf den jeweiligen Währungsraum. Das wirkt sich unweigerlich auch auf die Austauschrelationen der verschiedenen regionalen Geldzeichen aus. Während sich beim Golddeckungssystem aufgrund der Anbindung aller Währungen an das Edelmetall ganz automatisch fixe Wechselkurse zwischen den gesetzlichen Zahlungsmitteln verschiedener Länder ergaben, bedeutete die endgültige Abdankung des Goldes den Übergang zu instabilen Wechselkursen.

Der Wechsel der Geldware ist aber noch mit einem weiteren Manko verbunden. Die alte Geldware wird ihre Fähigkeit, abstrakten Reichtum zu verkörpern, bis zum Ende aller kapitalistischen Tage ohne jeden Abstrich behalten – es sei denn, der alte Alchimistentraum von der Verwandlung wertloser Materialien in Gold würde irgendwann einmal Wirklichkeit. Von der neuen Geldware lässt sich das hingegen nicht sagen. Genauso wie bei privatem fiktivem Kapital gibt es bei im Besitz der Zentralbanken befindlichem fiktivem Kapital keine Garantie für eine vollständige Realisierung des antizipierten Werts. Immer wieder verliert das ausgegebene Zentralbankgeld einen Teil seiner Deckung – mit entsprechenden langfristigen Folgen für dessen »Geldwert«. An der Entwicklung der Inflationsraten lässt sich der strukturelle Validitätsverlust ganz gut ablesen. Auf dem Boden des Golddeckungssystems gab es zwar auch im Verlauf des Konjunkturzyklus Schwankungen des Austauschverhältnisses zwischen den besonderen Waren einerseits und der allgemeinen Ware und deren papierenem Stellvertreter anderseits, aber keinen konjunkturübergreifenden Trend zur Geldentwertung. Mit dem Ende der Alleinherrschaft des Goldes änderte sich das von Grund auf. Nicht von ungefähr hat sich unter Wirtschaftshistorikern der Begriff der »säku-

laren Inflation« eingebürgert. Spätestens seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs bröckelt parallel zum kapitalistischen Akkumulationsprozess die Kaufkraft der Geldzeichen. Dieser Erosionsprozess ist mal stärker, mal schwächer ausgeprägt, er ist aber längst ein integraler Bestandteil des kapitalistischen Normalbetriebs. Das geht so weit, dass bei den Ökonomen bei einem Sinken der Inflationsrate unter die zwei Prozent-Marke die Alarmglocken läuten, denn dies gilt als Krisenzeichen.

Es gehört zur Natur einer in getrennte Privatproduzenten aufgelösten Gesellschaft, dass die Konkurrenz Gewinner und Verlierer hervorbringt. Zu keinem Zeitpunkt vollziehen alle Kapitalien die Selbstzweckbewegung der Wertverwertung erfolgreich. In jeder Periode unterliegt die eine oder andere Ware, das eine oder andere Einzelkapital der Entwertung und bleibt auf der Strecke. Gerät die Entwertung von Waren und Kapital freilich zum Massenphänomen und gelingende Verwertung von der Regel zur Ausnahme, dann wird die Sache vom kapitalistischen Standpunkt aus bedenklich. Das System des abstrakten Reichtums ist dann in eine Krise geraten. Auch für den Verlauf und den Inhalt dieser Krisen hat der Wechsel der Geldware weitreichende Konsequenzen. Solange das Gold die Position der Geldware innehatte, konzentrierten sich die Entwertungsprozesse in den Krisen auf die besonderen Waren. Entwertet wurde das private fungierende und fiktive Kapital, nie die allgemeine Ware. Da mit dem Wechsel der Geldware deren Erzeugung selber zu einem Moment des kapitalistischen Akkumulationsprozesses wird, bedeutet das auch, dass in den großen Krisen der Entwertungsprozess im Prinzip auch auf die Geldware und damit auf das Geldmedium insgesamt übergreifen kann – eine Entwicklung, die auf dem Boden der Geldware Gold grundsätzlich ausgeschlossen ist.

Welche Verlaufsform die Entwertungskrisen auf dem Boden des Golddeckungssystems nahmen, hat schon Marx dargelegt. In den Krisen findet zum einen eine Entwertung der besonderen Waren statt, aus denen sich das fungierende Kapital zusammensetzt. Das betrifft primär die Erzeugnisse, die das fungierende Kapital nicht mehr oder nur unter ihrem Wert absetzen kann und sekundär die bei der Produktion zum Einsatz kommenden Maschinen und Roh-

stoffe. Zum anderen wird der Ersatz der Geldware durch private Geldsurrogate zum Problem:

> »In Zeiten der Klemme, wo der Kredit einschrumpft oder ganz aufhört, tritt plötzlich Geld als einziges Zahlungsmittel und wahres Dasein des Werts absolut gegenüber. Daher die allgemeine Entwertung der Waren, die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, sie in Geld zu verwandeln, d.h. in ihre eigene rein phantastische Form. Zweitens aber: Das Kreditgeld selbst ist nur Geld, soweit es im Betrag seines Nominalwerts absolut das wirkliche Geld vertritt. Mit dem Goldabfluß wird seine Konvertibilität in Geld problematisch, d.h. seine Identität mit wirklichem Geld.« (MEW 25, S. 532)

Wenn Marx von Geldkrise spricht, dann immer nur in dieser engen Bedeutung akuten Mangels an gesellschaftlich gültiger Zahlungsfähigkeit. In dem Maß wie die Geldware nicht mehr in hinlänglichem Umfang durch die Zahlungsversprechen privater Akteure substituiert werden kann, kommt es zu einer Kontraktion der monetären Basis, die die Warenpreise in den Keller fallen lässt und die Güterproduktion zum Erliegen bringt. Dementsprechend resümiert Marx, was den Kern des Krisenmechanismus ausmacht, folgendermaßen:

> »Eine Entwertung des Kreditgeldes (gar nicht zu sprechen von einer übrigens nur imaginären Entgeldung desselben) würde alle bestehenden Verhältnisse erschüttern. Der Wert der Waren wird daher geopfert, um das phantastische und selbständige Dasein dieses Werts im Geld zu sichern. Als Geldwert ist er überhaupt nur gesichert, solange das Geld gesichert ist. Für ein paar Millionen Geld müssen daher viele Millionen Waren zum Opfer gebracht werden. Dies ist unvermeidlich in der kapitalistischen Produktion und bildet eine ihrer Schönheiten.« (MEW 25, S. 532)

Die apodiktische Aussage, die Opferung der besonderen Waren auf dem Altar der allgemeinen Ware in den Krisen gehöre zu den unvermeidlichen »Schönheiten« der »kapitalistischen Produktion« muss man allerdings relativieren. Dieser Mechanismus bricht sich in den Krisen nur so lange ungestört Bahn, wie die Geldordnung auf der Golddeckung fußt. Der Wechsel der Geldware verschafft

den Zentralbanken ein Instrumentarium, mit dem sich die »Konvertibilität« des privaten Kreditgelds wirksam verteidigen lässt. Indem die Zentralbanken die Leitzinsen senken und ihre eigene »Geldschöpfung« steigern, können sie drohende Kreditklemmen verhindern und damit der Entwertung der besonderen Waren gegensteuern. Allerdings – und das ist die Kehrseite – büßt das »wirkliche Geld« (Marx) damit auch die Position des die Krisenlandschaft überstrahlenden sol invictus ein. Durch eine lockere Geldpolitik und die verstärkte »Schöpfung« von Zentralbankgeld lässt sich eine fundamentale Krise im System der Vermehrung des abstrakten Reichtums nur provisorisch überspielen, aber nicht beheben. Diese Maßnahmen verschieben den Entwertungsbedarf lediglich in die Zukunft, und zwar indem sie diesen auf das Geldmedium als solches verlagern.

Die letzte globale Krise, die nach dem von Marx beschriebenen Muster einer reinen Deflationskrise verlief, war die Weltwirtschaftskrise der 1930er-Jahre. Schon in den Jahren unmittelbar nach der endgültigen Demonetarisierung des Goldes folgten die ökonomischen Verwerfungen einem neuen Drehbuch. Die 1970er-Jahre gingen als Phase der »Stagflation«, des Nebeneinanders von Wachstumsschwäche und relativ hohen Inflationsraten in die Wirtschaftsgeschichte ein. Es ist absehbar, dass sich dieses Muster im weiteren Verlauf der fundamentalen Krise, in der die kapitalistische Produktionsweise inzwischen steckt, auf weit höherer Stufe reproduzieren muss. Als 2008 beim privaten fiktiven Kapital die schlimmste Entwertungsspirale aller Zeiten drohte und damit der Totalabsturz der Weltwirtschaft, sprangen die Zentralbanken ein und brachten mit einer Politik des superbilligen Geldes das System der Vorabkapitalisierung künftiger Wertproduktion zurück auf den Wachstumskurs. Das konnten die Währungshüter aber nur, indem sie dazu übergingen, ihrerseits immer mehr im Grunde entwertungsbedürftiges fiktives Kapital zu akkumulieren, also durch eine schleichende Verschlechterung der Qualität der Kompositgeldware. Wenn im Gefolge neuerlicher Krisenschübe gerade auch die Aktiva der Zentralbanken sich als Finanzschrott entpuppen und manifeste Entwertungsprozesse durchmachen, muss das auf die abgeleitete Kaufkraft der Geldsymbole durchschlagen. Der Krisenschub von 2008 und dessen Überwindung sind nur das Vorspiel zu

neuen Krisenschüben, bei denen sich die Entwertung der besonderen Waren 1ter und 2ter Ordnung einerseits mit der Entwertung der allgemeinen Ware andererseits verschränkt. Der logische Fluchtpunkt des Krisenprozesses im 21. Jahrhundert ist eine in getrennte Privatproduzenten aufgelöste Weltgesellschaft, die erfolgreich das für sie Unabdingbare zerstört hat: ein funktionstüchtiges Geldwesen.

9. Funktionale Geldbestimmung und Unsichtbarmachung der Geldware

Auch bei vielen Ökonomen weckt der Kurs, den die Zentralbanken seit 2008 eingeschlagen haben, Inflationsbefürchtungen. Allerdings lassen es die theoretischen Vorgaben der VWL nicht zu, das Grundproblem dort zu verorten, wo es angesiedelt ist. Das hat einen einfachen Grund: Die drohende Entwertung der Geldware lässt sich nun einmal schwerlich untersuchen, ohne die Existenz einer Geldware zu konstatieren. Die VWL geht aber mit größter Selbstverständlichkeit davon aus, es gäbe längst keine Geldware mehr. Wie kommen die Wirtschaftswissenschaften zu dieser falschen Vorstellung, und warum sind sie auch noch gegen jeden Zweifel immun?

Die Hauptursache ist zweifellos in dem bereits eingangs dargestellten Grundfehler der VWL zu suchen. Wie einst die klassische Wirtschaftslehre, so mystifizieren auch die heutigen Wirtschaftswissenschaften den Inhalt des kapitalistischen Reichtums. Sie haben keinen Begriff vom abstrakten Reichtum und verwechseln den Warenreichtum mit dem Reichtum an sinnlich-stofflichen Gebrauchswerten. Wer in den Spuren Adam Smiths wandelnd Warenreichtum nur dort erkennen kann, wo sinnlich-stoffliche Gebrauchswerte als Träger von Tauschwerten auftreten, für den ist folglich auch eine aus den Reihen der Waren 2ter Ordnung stammende Geldware logischerweise unsichtbar. Die verschiedenen Eigentumstitel, die die Zentralbanken im Rahmen ihrer Geldschöpfung akkumulieren, haben nun einmal, im Gegensatz zur klassischen Geldware Gold, keinerlei sinnlich-stofflichen Gebrauchswert, sondern nur den übersinnlichen

Gebrauchswert, künftige Wertproduktion zu repräsentieren. Weil das herrschende Denken seine eigenen blinden Flecken als unhintergehbare Wahrheiten voraussetzt, stellt sich ihm der Wechsel der Geldware als deren Verschwinden dar.

Der fehlende Begriff von abstraktem Reichtum und die Gleichsetzung des Warenreichtums mit dem Reichtum an sinnlich-stofflichen Gebrauchswerten ist aber nicht der einzige Grund, warum das herrschende Denken den Prozess der Demonetarisierung des Goldes, der 1971 seinen Abschluss fand, mit der Dekommodifizierung des Geldes verwechselt. Auch ihr Geldkonzept verstellt der VWL den Blick auf die neue Geldware. Die wirtschaftswissenschaftliche Ideologie hat die Diskussion um das Wesen des Geldes schon vor Jahrzehnten ergebnislos abgebrochen und begnügt sich damit, Geld über seine Funktionen für die einzelnen Wirtschaftssubjekte zu definieren. Der britische Ökonom John Hicks hat diesem Geldverständnis auf seine klassische Formel gebracht: »Money is defined by its functions: anything is money which is used as money: *money is what money does*«[15].

Auf den ersten Blick erscheint diese Quintessenz eines funktionalistischen Geldkonzepts als inhaltsleere, nichtssagende Tautologie. Vor dem Hintergrund unserer Analyse betrachtet, enthält diese Aussage indes gleich zwei weitreichende geldtheoretische Setzungen: Indem behauptet wird, *alles*, was Geldfunktion ausübe, sei auch Geld, ist die notwendige begriffliche Unterscheidung zwischen Banknoten und privat geschöpftem Kreditgeld, also privatem fiktivem Kapital, ausgelöscht. Aber nicht nur das. Bestimmt man *ausschließlich* das als Geld, was unmittelbar Geldfunktion ausübt, also den privaten Wirtschaftssubjekten im alltäglichen Geschäftsverkehr als Zahlungsmittel dient, dann fällt die heutige Geldware aus dem Geldbegriff komplett heraus. Wie im letzten Abschnitt bereits dargelegt, existiert diese nämlich nur in den Bilanzen der Zentralbanken. Es gehört gerade zu den Eigentümlichkeiten der modernen Geldware, dass sie anders als die klassische Geldware Gold den privaten Wirtschaftsakteuren nie leibhaftig gegenübertreten kann. Damit gelangt die allgemein anerkannte funk-

[15] Hicks (1967) John Hicks: Critical Essays in Monetary Theory, Oxford 1967, S. 1

tionalistische Sicht des Geldes zu einem Bild des heutigen Geldsystems, in dem die reale Hierarchie zwischen eigentlicher Geldware und der abgeleiteten Geldform auf dem Kopf steht: Nur die abgeleiteten Geldformen sollen wirklich Geld darstellen, die Grundlage des Geldsystems dagegen ist theoretisch eliminiert.

Obwohl damit der kategoriale Unterschied zwischen Geldzeichen einerseits und als Zahlungsmittel dienendem privatem fiktivem Kapital anderseits im herrschenden Geldkonzept kategorial ausgelöscht ist, schleicht er sich über die Hintertür der Geldmengendefintionen in die Lehrgebäude wieder ein – allerdings begriffslos und rein empirisch. Die VWL operiert mit »engeren« und »weiteren« Geldmengendefinitionen, die sich dadurch unterscheiden, welche »geldnahen« Vermögenswerte jeweils als Geld zählen und welche nicht. Die Geldmenge M1 umfasst neben dem Bargeld nur die Sichtgeldeinlagen der Nichtbanken, also so etwas wie Girokonten. M2 rechnet Sparbücher mit gesetzlicher Kündigungsfrist und Einlagen mit einer Laufzeit bis zu zwei Jahren in die Geldmenge hinein. Die Geldmenge M3 umfasst zusätzlich noch u.a. Geldmarktfonds, Geldmarktpapiere sowie Bankschuldverschreibungen mit einer Laufzeit bis zu zwei Jahren. Im Klartext: Je »weiter« eine Geldmengendefinition ist, desto mehr Formen von fiktivem privatem Kapital werden dem Geld zugeschlagen.

Und es wird noch besser: Bei der theoretischen Tilgung der Geldware hat die herrschende ökonomische Lehrmeinung zugleich ganze Arbeit geleistet. Sie kennt zwar neben den üblichen Geldmengen M1 bis M3 auch noch die Geldbasis M0. Dahinter verbirgt sich aber keineswegs die Geldware. Der Urbezugspunkt des Geldsystems wird stattdessen folgendermaßen bestimmt: »Die Geldbasis umfasst die aktuellen Bestände an Zentralbankgeld, die die Grundlage für die Geldschöpfung der Kreditinstitute bilden. Die Geldbasis ist die Summe aus Bargeldumlauf (einschließlich der Kassenbestände der Kreditinstitute) plus Sichtguthaben der Kreditinstitute bei der Zentralbank (Zentralbankguthaben).«[16]

Betrachtet man den realen Zusammenhang, dann sind bei der Schöpfung von »Zentralbankgeld« zwei Vorgänge untrennbar miteinander verbunden. a) Die Notenbank gewährt den Geschäftsbanken Kredite, die teilweise in der Gestalt

16 www.wirtschaftslexikon.co/d/geldbasis/geldbasis.htm

von Bargeld, also von Geldzeichen, ausgezahlt werden. b) Im Gegenzug zu dieser Überlassung von Geldkapital akkumulieren die Zentralbanken monetäre Ansprüche gegenüber den Geschäftsbanken. In den Geldmengendefinitionen findet allein der erste Aspekt seinen Niederschlag. Um bei M0 zu bleiben, so umfasst die »Geldbasis« das über die Kreditvergabe an die Geschäftsbanken in Umlauf gebrachte Bargeld sowie den Teil des den Geschäftsbanken von den Zentralbanken überlassenen Geldkapitals, der aktuell keinen Eingang in das System der privaten Kreditkettenbildung gefunden hat. Die dazugehörige Gegenbewegung, die Anhäufung von Waren 2ter Ordnung bei der Notenbank, fällt bei der Geldmengenbestimmung unter den Tisch.

Natürlich wissen Ökonomen eigentlich sehr gut, dass jede Bilanz zwei Seiten hat und die Zentralbanken nicht nur Verbindlichkeiten gegenüber den Geschäftsbanken zu verbuchen haben, sondern auch Forderungen an diese. Dank der funktionalistischen Bestimmung des Geldes haben diese Aktiva indes geldtheoretisch keine Bedeutung. Diese konsequente Ausblendung der Geldware spiegelt sich übrigens auch in der merkwürdigen Begriffsbildung der »Geldschöpfung« wider. Die Zentralbanken bringen das sogenannte Zentralbankgeld heute so gut wie ausschließlich durch Kreditvergabe an die Geschäftsbanken in Umlauf. Selbst die Einspeisung des Bargelds in den Wirtschaftskreislauf erfolgt auf diesem Wege. Dass zum Eingehen von Kreditbeziehungen immer zwei Seiten gehören, nämlich Leiher und Verleiher, versteht sich eigentlich von alleine. Trotzdem suggeriert der Begriff der Geldschöpfung[17] einen einseitigen Akt mit der Zentralbank als Demiurgen. Die funktionalistische Geldbestimmung kennt eben nur das Geldkapital, das die Geschäftsbanken von den Zentralbanken erhalten, aber nicht die andere Seite derselben Medaille, nämlich die Akkumulation monetärer Forderungen durch die Zentralbanken, und das schlägt sich in der irreführenden Begriffsbildung nieder.

---

[17] Der Begriff Geldschöpfung ist noch in einer anderen Hinsicht irreführend: Bei der Kreditvergabe durch die Zentralbank entsteht nicht einfach Geld, sondern Geld in der Gestalt von Geldkapital.

Weil die VWL kapitalistischen Reichtum mit Güterreichtum vermengt und ihr funktionalistisches Geldverständnis immer schon als verbindlich voraussetzt, erscheint ihr der Prozess der »Dematerialisierung« des Geldes als schlagender Beweis für Richtigkeit der nominalistischen Geldvorstellung. Allerdings bezahlt sie die Immunisierung gegen den Gedanken einer Geldware damit, dass sie sich den Zugang zu einer tragfähigen Analyse des modernen Geldsystems schon im Ansatz verbaut.

10. Die Ideologie vom Geld als bloßem Warenverkehrsmittel in der Krise

Seit den Tagen Adam Smiths verkaufen die Ökonomen die kapitalistische Produktionsweise als eine besonders rationale Form der Gebrauchsgüter-Versorgung und das Geld als bloßes Warenverkehrsmittel. Diese irreführende Sicht verdankt ihre Pseudoplausibilität vor allem zwei für den Kreislauf des industriellen Kapitals charakteristischen Umständen. Zum einen findet die Wertvermehrung beim fungierenden Kapital außerhalb der Zirkulation statt. Solange man die einzelnen Tauschakte betrachtet und vom kapitalistischen Gesamtprozess abstrahiert, erscheint es deshalb naheliegender, die Doppelbewegung von Kauf und Verkauf als vermittelten Tausch von Ware gegen Ware zu deuten, nicht jedoch als die sinnlos wirkende Selbstzweckbewegung von Geld zu mehr Geld. Das gilt umso mehr, als im Kapitalismus eine breite Schicht von Marktteilnehmern existiert, für die das Geld wirklich nur die Bedeutung eines Warenverkehrsmittels hat. Die Arbeitskraftverkäufer veräußern in der Tat ihre Arbeitskraft nur, um sich mit dem verdienten Geld die zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse nötigen Waren kaufen zu können. Allerdings hat der erfolgreiche Verkauf der Ware Arbeitskraft eine gesellschaftliche Voraussetzung: Die Arbeitsverkäufer gelangen nur dann in den Besitz des Geldes, wenn sie zuvor einen Käufer gefunden haben. Das geschieht indes nur unter der Bedingung, dass die Anwendung der Arbeitskraft sich für ihren Käufer in einen Prozess der Verwandlung von Geld in mehr Geld einfügt. Dieser Kleinigkeit trägt das landläufige Geldkonzept nicht

Rechnung. Indem sie Geld als bloßes Warenverkehrsmittel fasst, erklärt sie die Bewegung W– G – W zum Inhalt kapitalistischen Wirtschaftens und verschleiert, dass dieser nun einmal im Selbstzweck G – W – G' besteht. Geld fungiert zwar durchaus als allgemeines Zirkulationsmittel, aber eben nur soweit es zugleich in den Kreislauf der Kapitalverwertung eingebunden ist.

Die skizzierten verschleiernden Sachverhalte erklären, warum die falschen Grundannahmen der Wirtschaftstheorie ein derart zähes Leben führen und seit den Tagen Adam Smiths immer wieder neu aufgetischt werden können. Allerdings hat das kapitalistische System in den letzten Jahrzehnten vor allem eine Veränderung durchgemacht, die von einer ganz anderen Seite her die Plausibilität des herrschenden Geldkonzepts untergräbt. Das Hauptmerkmal der letzten Jahrzehnte kapitalistischer Entwicklung bestand bekanntlich in einer historisch beispiellosen explosionsartigen Aufblähung des Finanzüberbaus. Seit den 1980er-Jahren findet die Kapitalvermehrung primär in der Form der Vermehrung fiktiven Kapitals statt und hat sich von der sogenannten Realwirtschaft, also der Herstellung von Gütermarktwaren, immer weiter abgelöst. Die Akkumulation fungierenden Kapitals ist zu einem Anhängsel der Akkumulation fiktiven Kapitals geworden. Vor diesem historischen Hintergrund wirkt das überkommene Geldkonzept schon rein empirisch wie aus der Zeit gefallen. Was soll man von einer Geldvorstellung halten, die das Geld stur über seine Funktionen gegenüber den Gütermarktwaren bestimmt, wenn das Gros des Geldes auf den Finanzmärkten haust und Geld die Bewegung von Aktien, Schuldtiteln und Derivaten vermittelt? Damit aber nicht genug. Vor allem in den letzten Jahren ist zusätzlich auch noch das Paradigma von der kapitalistischen Produktionsweise als einer rationalen Produktionsweise immer mehr unter Druck geraten. Weder die beständig breiter werdende Schneise ökologischer und sozialer Verwüstung, die die kapitalistische Wirtschaftsweise schlägt, noch die immer neuen Krisenschübe, die das kapitalistische Weltsystem seit Beginn des Jahrhunderts erschüttern, passen so recht zu diesem Urmythos des Liberalismus und der westlichen Gesellschaften.

Diese Entwicklung blieb nicht ohne Wirkung auf die Debattenlandschaft. Zumindest außerhalb des fachökonomischen Mainstreams ist die von der VWL schon vor vielen Jahrzehnten vermeintlich müßige und daher ad acta gelegte Frage, was Geld eigentlich überhaupt sei, mittlerweile en vogue. In den letzten Jahren erschienen zahlreiche Publikationen von Philosophen, Ethnologen und wirtschaftwissenschaftlichen Dissidenten zum Thema Geld, die vor allem in zweierlei Hinsicht auf Distanz zum etablierten Geldkonzept gehen: Zum einen ist die klassische Herleitung des Geldes aus dem Tausch unter Beschuss geraten. Die neue Gelddebatte reagiert insofern auf die alles überragende Bedeutung des Kredits im Geldwesen unserer Tage, als sie sich vom alten Tausch-Paradigma abwendet und das Phänomen der Schuld in den Fokus rückt. Zum anderen sind angesichts der Finanzmarktkapriolen Positionen auf dem Vormarsch, die im vermeintlich bloß technischen Mittel Geld eine Macht mit irrationalen, ja zutiefst sakralen Zügen sehen.

11. Marx und die blinden Flecke der neuen Gelddebatte

Wer die Theoriegeschichte auf der Suche nach Geldkonzepten durchforstet, die das moderne Geld als etwas genuin Irrationales und Metaphysisches begreifen, stößt nicht gerade auf ein Überangebot. Die mit Abstand elaborierteste Position, die diesen Standpunkt vertritt, stammt zweifellos von Marx, der darauf insistiert, dass im Geldwesen die basale Irrationalität der kapitalistischen Produktionsweise kulminiert und konkret grefbar wird. Deshalb könnte man eigentlich erwarten, dass die neue Geld-Debatte auf der Suche nach potentiellen theoretischen Bezugspunkten das Geldkonzept der Kritik der Politischen Ökonomie in Augenschein nimmt und nach seiner Erklärungskraft abklopft. Das gilt umso mehr, als die Zeit vorbei ist, in der Marx generell als toter Hund galt und inzwischen sein Name zumindest als Diskursspielmarke wieder lebhaft zirkuliert. Trotzdem spielt die Marx'sche Theorie des Geldes als der ausgesonderten allgemeinen Ware in der neuen Geld-Debatte überhaupt keine Rolle.

Das Marx'sche Geldkonzept wurde, wie oben schon erläutert, seit jeher irrigerweise dem Metallismus zugeschlagen und als eine Variante der auf dem Tauschparadigma beruhenden Geldtheorie der klassischen Lehre behandelt. Die blinde Übernahme dieser falschen Zuordnung ist sicherlich ein Grund dafür, warum das frisch erwachte Interesse an der Frage des Geldes mit einem weitgehenden Desinteresse am Marx'schen Ansatz einhergeht. Wesentlich wichtiger ist aber etwas anderes: Die neue Geld-Debatte attackiert zwar einzelne Theoreme des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams, aber ohne sich mit deren falschen Basisaxiomen kritisch auseinanderzusetzen. Die Vorstellung vom Geld als einem vermeintlich neutralen Güterverkehrsmittel landet auf dem theoretischen Misthaufen, das Paradigma vom Geld als einer dem System der warengesellschaftlichen Reichtumsproduktion fremd und äußerlich gegenüberstehenden Entität feiert dagegen fröhliche Urständ. Damit hat die neue Geld-Debatte aber genau dort ihren blinden Fleck, wo der Fokus des Marx'schen Geldkonzepts liegt. Das erklärt deren Ignoranz.

In diesen Zusammenhang ordnet sich auch eine besondere Eigentümlichkeit der neuen Geld-Debatte ein: ihre Neigung, die Irrationalität des zeitgenössischen Geldsystems diachron erklären zu wollen, also aus der Urgeschichte des Geldes abzuleiten. Die Marx'sche Theorie vom Geld als ausgesonderter allgemeiner Ware setzt die Verwandlung aller Reichtumsproduktion in Warenproduktion und die Auflösung der Gesellschaft in isolierte Privatproduzenten bereits voraus. Sie bezieht sich also ausschließlich auf die kapitalistische Produktionsweise, in der die Ware zur universellen Reichtumsform geworden ist. Dabei argumentiert sie rein logisch in dem Sinne, dass sie die innere Logik *dieser* Gesellschaftsformation entschlüsseln will, in der das Geld eine Schlüsselposition einnimmt und einen historisch-spezifischen Charakter besitzt, der sich *nicht* aus einer die verschiedenen Produktionsweisen übergreifenden Universalgeschichte des Geldes erschließen lässt. Wer das versucht, behandelt das Geld im Grunde als eine der kapitalistischen Gesellschaft äußerliche Entität, die an sich immer gleich geblieben ist und nur äußerliche Veränderungen durchlaufen hat. Es liegt dann nahe, die Irrationalität des heutigen Geldsystems aus einem im Kern unveränderlichen

Wesen des Geldes abzuleiten – eine in der neuen Geld-Debatte stark ausgeprägte Tendenz. Auch wenn ihr ursprüngliches Motiv, sich mit dem Thema Geld näher zu beschäftigen sicherlich die Verrücktheiten des zeitgenössischen Geldwesens waren, springen Autoren wie David Graeber (2012), Christina von Braun (2012) oder Christoph Türcke (2015) in ihren Büchern erst einmal Jahrtausende zurück. Sie alle betreiben eine Art Etymologie der Sprache des Monetären und erhoffen sich davon Aufschluss über die Abgründe des gegenwärtigen Finanzsystems.

Der Mythos vom Geld als ewigem neutralem Warenverkehrsmittel lässt sich mit solchen archäologischen Anstrengungen zweifellos ohne Weiteres demontieren. So hat etwa der Ethnologe und Vordenker der Occupy-Bewegung David Graeber eine profunde Kritik an Adam Smiths Urspungslegende des Geldes geliefert und sich damit einige ideologiekritische Meriten erworben. Gestützt auf umfangreiches ethnologisches Material hat Graeber in seinem Buch »Schulden: Die ersten 5000 Jahre« die Entstehung des Geldes aus dem Tausch als das entlarvt, was es ist: ein rein ideologisches Konstrukt. Wie der Titel des Bestsellers bereits verrät, ersetzt er Smiths Ontologie des Tauschs aber durch eine nicht minder irreführende Ontologie der Schuld. Die Kreditbeziehungen der Gegenwart, welche die wichtigste Form des Handels mit der Ware Geldkapital darstellen, erscheinen bei ihm als die Fortsetzung sakral aufgeladener persönlicher Verpflichtungsbeziehungen mit anderen Mitteln. Das stellt gegenüber der klassischen Lehre und der VWL aber keinen Erkenntnisfortschritt dar, sondern nur eine Umkehrung der Projektionsrichtung. Projizierte der tausch-ontologische Standpunkt die allein für die moderne kapitalistische Produktionsweise charakteristische Auflösung der Gesellschaft in getrennte Privatproduzenten in die Vorgeschichte hinein, so interpretiert Graeber das moderne Kreditsystem durch die Brille prämoderner persönlicher Verpflichtungsverhältnisse. Moderne Kreditbeziehungen sind aber nun einmal als eine spezifische Variante versachlichter Warenbeziehungen zu fassen. Ihre Grundlage ist die Verwandlung von Geldkapital in eine Ware, und diese setzt wiederum das Kapitalverhältnis, die Verwandlung der stofflichen Reichtumsproduktion in Warenproduktion bereits logisch voraus.

Adam Smith entwarf ein marktliberales Traumbild der traditionellen Gesellschaften, Graeber gerät bei der Schilderung des zeitgenössischen Finanzsystems ins Fabulieren und projiziert in sie Formen persönlicher Herrschaft hinein. Das deckt sich zwar mit den personifizierenden Vorstellungen des gesunden Menschenverstandes und ist nicht zuletzt deshalb auch so populär, analytisch jedoch ist es ein Holzweg.

Nicht nur Graebers Darstellung schwächelt analytisch umso mehr, je näher sie an die Gegenwart heranrückt. Dieses Manko kennzeichnet mehr oder weniger die gesamte neuere geldkritische Literatur und entspringt deren erkenntnisleitender Prämisse. Wer meint, im modernen Finanzsystem reproduziere sich einfach nur der »opferreligiöse« Kern (Türcke 2012) früherer Geldformen oder seine »Deckung durch den menschlichen Körper« (Christina von Braun 2012), unterstellt bei allen sonstigen Differenzen in der Argumentation immer schon, Geld sei letztlich seit jeher seinem Wesen nach gleich geblieben.

Dieser Grundfehler der neueren Gelddebatte, den sie mit der herkömmlichen Volkswirtschaftslehre teilt, lässt sich nur überwinden, wenn wir die historisch-spezifische Logik der kapitalistischen Produktionsweise in den Mittelpunkt der Kritik rücken, wenn wir also nicht diachron, sondern synchron denken. Der Stellenwert und die Funktionsweise des heutigen Geldwesens erschließen sich nur durch eine systematische Analyse der verrückten Vergesellschaftungsform, die das moderne Geld hervorgebracht hat. Im Geld gewinnt die Tauschwertseite der besonderen Waren eine von deren spezifischen Gebrauchswerten getrennte Gestalt und tritt dem Warenkosmos als eine verselbständigte Macht gegenüber. Das herrschende Denken sitzt diesem fetischistischen Schein auf und behandelt das Geld, als sei es tatsächlich eine dem System der Warenproduktion äußerliche Größe und nicht nur eine externalisierte Existenzform der inneren Widersprüche der Warenwelt. Eine Variante dieses Deutungsmusters ist die klassische und neoklassische Vorstellung vom »Geldschleier«, derzufolge Geld ein rein technisches Mittel sein soll, von dem man absehen müsse, um die wirklich wesentlichen ökonomischen Vorgänge in den Blick zu bekommen. Von der »Geldvergessenheit der Klassik und Neoklassik« (Hanno Pahl 2008, S. 9) setzen sich die Vertreter

der neuen Geld-Debatte bewusst ab. In der Regel setzen sie der vermeintlichen »Neutralität« des Geldes den Gedanken entgegen, es gäbe so etwas wie eine Eigenlogik des Geldmediums. Diese Ausrichtung ist freilich problematisch. Wer ihr folgt, läuft Gefahr, ins Fahrwasser einer komplementären Spielart der alten Zwei-Welten-Vorstellung abzudriften. Seit jeher begleitet ein verkürzter »Antikapitalismus« die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise, der die jeweilige Finanz- und Geldordnung als eine der Warengesellschaft fremde Besatzungsmacht attackiert und ihr die Verantwortung für die Übel der kapitalistischen Vergesellschaftungsform zuschiebt. Sprichwörter wie »Geld regiert die Welt« oder »Geld verdirbt den Charakter« verweisen darauf, wie sehr der Alltagsverstand darauf konditioniert ist, allein der dinglichen Darstellungsform zur Last legen, was an der Warengesellschaft seinen Unmut weckt. Insbesondere in Krisenzeiten übernehmen immer wieder Verarbeitungsideologien die Meinungsführerschaft, die aus dem Auseinanderreißen des inneren Zusammenhangs zwischen allgemeiner Ware und den besonderen Waren eine Scheinerklärung für desaströse kapitalistische Entwicklungen machen. (Vgl. Postone 1979, Lohoff 1998) Gerade in unserer Zeit ist diese Mystifizierung der monetären Krisensymptome zur vermeintlichen Krisenursache wieder einmal en vogue.[18] Seit den 1970er-Jahren hat das System der auf realer Arbeitsvernutzung beruhenden Wertakkumulation seine historische Schranke erreicht. Seitdem ist die permanente Vermehrung von fiktivem Kapital zum Motor der Weltwirtschaft geworden und hält den Akkumulationsprozess in Gang. (Vgl. Lohoff 2016) Seitdem 2008 die US-amerikanische Immobilienblase geplatzt ist und diese Art kapitalistischer

[18] Schon anlässlich der ersten weltumspannenden industriellen Krise, der Krise von 1857, spottete Marx über dasselbe Phänomen: »Wenn Spekulation gegen Ende einer bestimmten Handelsperiode als unmittelbarer Vorläufer des Zusammenbruchs (crash) auftritt, sollte man nicht vergessen, daß die Spekulation selbst in den vorausgehenden Phasen der Periode erzeugt worden ist und daher selbst ein Resultat und eine Erscheinung (accident) und nicht den letzten Grund und das Wesen (the final cause and the substance) darstellt. Die politischen Ökonomen, die vorgeben, die regelmäßigen Zuckungen (spasms) von Industrie und Handel durch Spekulation zu erklären, ähneln der jetzt ausgestorbenen Schule von Naturphilosophen, die das Fieber als den wahren Grund aller Krankheiten ansehen.« (MEW 12, S. 336 f.)

Reichtumsvermehrung einen herben Rückschlag erlitten hat, wird quer durch die politischen Lager die »ungesunde« Aufblähung der Finanzmärkte für die weltwirtschaftliche Malaise verantwortlich gemacht.

Vor diesem historischen Hintergrund hat das neu erwachte Interesse am Geld etwas Zweideutiges. Einerseits könnte die neue Geld-Debatte den überfälligen Einstieg in eine ernsthafte Kapitalismusanalyse und -kritik markieren. Denn es ist angesichts der enormen Bedeutung der finanzindustriellen Akkumulation für den heutigen kapitalistischen Gesamtprozess unabdingbar, die geheimnisvolle Welt des Monetären zu durchleuchten. Andererseits: Solange die Grundstruktur der herrschenden Vergesellschaftungsform, die Auflösung der Gesellschaft in getrennte Privatproduzenten, hinter seiner dinglichen Darstellungsform, dem Geld, verschwindet, bleibt nicht nur die analytische Reichweite der neuen Geld-Debatte bescheiden; sie könnte sogar das Material für ideologisch-regressive Verarbeitungsformen der Krise liefern.

Literatur

von Braun, Christina (2012): Der Preis des Geldes. Berlin

dtv Lexikon, F.A. Brockhaus GmbH

Graeber, David (2012): Schulden: die ersten 5000 Jahre. Stuttgart

Hicks, John (1967): Critical Essays in Monetary Theory. Oxford

Lohoff, Ernst (1998): Geldkritik und Antisemitismus. In: Weg und Ziel 2/ 98, Wien http://www.krisis.org/1998/geldkritik-und-antisemitismus

Lohoff, Ernst/Trenkle, Norbert (2012): Die große Entwertung. Münster

Lohoff, Ernst (2014): Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation, http://www.krisis.org/2014/kapitalakkumulation-ohne-wertakkumulation

Lohoff, Ernst (2016): Die letzten Tage des Weltkapitals, http://www.krisis.org/2016/die-letzten-tage-des-weltkapital

MEW 13 = Marx, Karl (1961): Zur Kritik der Politischen Ökonomie. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 13, Berlin

MEW 23 = Marx, Karl (1983): Das Kapital, Band 1. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 25. Berlin

MEW 25 = Marx, Karl (1965): Das Kapital, Band 3. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 23, Berlin

MEW 42 = Marx, Karl (1983): Ökonomische Manuskripte 1857/58. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 42, Berlin

Pahl, Hanno (2008): Das Geld in der modernen Wirtschaft. Frankfurt

Postone, Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Freiburg

Postone, Moishe (1991): Nationalsozialismus und Antisemitismus. In: Kritik und Krise 4/5, Freiburg

Schumpeter, Joseph A. (1946): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Bern

Schumpeter, Joseph (1965): Geschichte der ökonomischen Analyse. Göttingen

Smith, Adam (1896) Lectures on Justice, Police, Revenue and Arms. Oxford http://oll.libertyfund.org/titles/smith-lectures-on-justice-police-revenue-and-arms-1763

Smith, Adam (2005): Der Wohlstand der Nationen. München (Zuerst: An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. London 1776)

Stavenhagen, Gerhard (1969): Geschichte der Wirtschaftstheorie. Göttingen

Türcke, Christoph (2015): Mehr! Philosophie des Geldes. München

Polanyi, Karl (1990): The Great Transformation. Frankfurt/Main

Wirtschaftslexikon.co: Stichwort Geldbasis, http://www.wirtschaftslexikon.co/d/geldbasis/geldbasis.htm

ERNST LOHOFF, HANNO PAHL & JENS SCHRÖTER

Trialog: Geld als Medium oder als (ausgesonderte) Ware?

Hanno Pahl

Wir wollen uns über die Frage »Geld als Medium oder als (ausgesonderte) Ware?« verständigen. Mein Eindruck ist, dass das auch eine Frage ist, die viele Missverständnisse und Uneindeutigkeiten hervorgerufen hat. Vielleicht können wir das durch die gewählte Form – eines Gesprächs, eines Trialogs – vermeiden und zu präziseren Klärungen bzw. Verhältnisbestimmungen gelangen.

Die Frage verläuft über Theorielager und Disziplingrenzen hinweg und sie hat auch eine gewisse politische Brisanz. Je nachdem, wie man Geld konzeptualisiert, ergeben sich sehr unterschiedliche Blickwinkel auf Fragen möglicher postmonetärer Vergesellschaftung. Ich will das Feld zunächst mal kurz vermessen. Zunächst haben wir es mit Theorietraditionen zu tun: Geld als Ware bezieht sich auf die Marx'sche Tradition, auf die Kritik der politischen Ökonomie. Da sind wir natürlich mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass es ganz verschiedene Ausdeutungen dieses Theorie- und Forschungsprogramms gab und gibt. Soweit ich sehe, befinden wir uns alle drei in relativ großer Distanz zum Traditionsmarxismus. Der gibt geldtheoretisch auch nicht so viel her, es handelt sich, wenn ich richtig sehe, um eine recht konventionelle Variante von Arbeitswerttheorie in der Linie Ricardos, allerdings mit besonderer Betonung der Klassendimension.

Davon kann man die diversen ›formkritischen‹ und ›fetischismuskritischen‹ Lesarten unterscheiden, die unter Bezeichnungen wie ›Wertkritik‹ (*Krisis*), ›monetäre Werttheorie‹ (vgl. Heinrich 2001) oder ›Neue Marx-Lektüre‹ (vgl. Backhaus 2011) firmieren. Ohne Differenzen unterschlagen zu wollen, würde ich mal als Gemeinsamkeit dieser zuletzt genannten Stränge formulieren: Geld bzw. mo-

netären Formen wird eine Schlüsselstellung in der modernen Gesellschaft bzw. der kapitalistischen Ökonomie zugesprochen, während es in der traditionsmarxistischen Deutung oftmals als eine Art Appendix der (arbeitswerttheoretischen, produktionszentrierten) sogenannten Realökonomie betrachtet wurde. Geld – oder besser: verallgemeinertem Geldverkehr – wird seitens der formkritischen Lesarten eine spezifische Logik zugesprochen. Es besitzt eine ihm eigene Dynamik und generiert – im Verbund mit einer dann auch kapitalistisch organisierten Produktionssphäre – Charakteristika wie Wachstums- und Verwertungszwänge sowie Krisentendenzen.

Bei der Konzeptualisierung von Geld als Medium ist die Sachlage ebenfalls relativ komplex. Das hat auch mit der Vagheit und Vielschichtigkeit des Medienbegriffs zu tun, unter dem eine Menge disparater Objekte, Sachverhalte und Beobachtungsperspektiven subsummiert wird. Ich würde für den Nexus ›Geld als Medium‹ eingangs mindestens drei unterschiedliche Diskurslinien unterscheiden: Erstens gibt es die Assoziation eines Mediums mit dem Gedanken der Neutralität. Ein Medium vermittelt eben nur, besitzt aber selbst keine strukturbildenden Potenziale. Wenn man Geld in dieser Weise als Medium denkt, dann befindet man sich in unmittelbarer Nähe zur neoklassischen Ökonomik, wo es ja auch die Vorstellung gibt (die tief in die entsprechenden Theoriegebäude der gleichgewichtstheoretischen Tradition eingelassen ist), das Geld nur ein Schleier ist und letztlich ökonomisch neutral.

Davon unterscheiden kann man zweitens den soziologischen Diskurs um Geld als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium (Luhmann 1994 [1988], S. 230–271; Luhmann referiert auf Talcott Parsons, der schon früh Geld als Medium bezeichnet hat). Das war insbesondere in den 1980er und 1990er Jahren zeitweise ein größeres Thema, und es war ein Diskurs, der sich explizit oder implizit nicht zuletzt gegen die Marx'sche Theorie gerichtet hat. Schließlich haben wir drittens die neuere Medientheorie, Arbeiten, die oft in der Tradition Kittlers stehen oder zumindest kritisch auf Kittler referieren. Da haben wir einerseits einen klaren Fokus auf Medien als für die sozialkulturelle Entwicklung

entscheidende ›Mechanismen‹. Andererseits gibt es von dieser Seite eigentlich kaum Abhandlungen zum Geld, jedenfalls ist mir hier wenig bekannt.

Vielleicht können wir so verfahren, dass Ernst zunächst mal ein paar Takte zur Marx'schen Konzeption von Geld als (ausgesonderter) Ware sagt und Jens zur Agenda der Medientheorie? So, dass eingangs klarer konturiert wird, mit welchen möglichen Konfliktlinien und Fragen wir es überhaupt zu tun haben?

Ernst Lohoff

Geld ist seit einiger Zeit so etwas wie ein Modethema. VertreterInnen unterschiedlichster wissenschaftlicher Disziplinen und theoretischer Strömungen haben sich der Frage zugewandt, was Geld überhaupt ist und welche gesellschaftliche Rolle es spielt. Diese Konjunktur kommt nicht von ungefähr. Zum einen handelt es sich um eine Reaktion auf die Entwicklung der letzten Jahre. Spätestens seit dem Krisenschub von 2008 ist es mit Händen zu greifen, dass das herrschende Geldsystem in einer tiefen Krise steckt. Das stellt für eine Gesellschaft, die von dem seltsamen ›Stoff‹ Geld völlig abhängig ist, eine hochbrisante und verunsichernde Situation dar. Zum anderen fühlen sich ›fachfremde‹ AußenseiterInnen herausgefordert, weil die nach der üblichen akademischen Arbeitsteilung eigentlich zuständige wissenschaftliche Disziplin keine Antwort auf die drängenden Fragen parat hat. Dass ihre VertreterInnen die aktuelle Entwicklung nicht vorausgesehen haben, ist dabei das geringste Problem. Viel schwerer wiegt ein grundsätzliches Defizit. Angesichts eines von der Finanzmarktdynamik bestimmten Kapitalismus ist es offensichtlich, dass es sich beim Geld um eine selbstständige soziale Macht handelt. Das ist indes mit den in der Volkswirtschaftslehre herrschenden Geldvorstellungen unvereinbar. Bei der seit Jahrzehnten tonangebenden neoklassischen Theorie springt das unmittelbar ins Auge. Diese begreift Geld explizit als eine neutrale Größe, von der man abstrahieren muss, um die wesentlichen wirtschaftlichen Zusammenhänge zu erkennen (›Geldschleier‹). Viel besser ist es um die konkurrierenden Positionen innerhalb der Volkswirtschaftslehre freilich auch nicht bestellt. In der Volks-

wirtschaftslehre ist es Konsens, Geld auf die klassischen Geldfunktionen zu reduzieren und auf jede darüber hinausgehende Bestimmung als ›metaphysisch‹ und wenig zielführend zu verzichten. Auf dieser Basis ist die Frage, was Geld den Charakter einer selbstständigen sozialen Macht verleiht, gar nicht formulierbar. Sie ist bereits mit der geldtheoretischen Prämisse wegdefiniert.

Legt man bei der Betrachtung der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie die traditionsmarxistische Brille beiseite und nimmt ihre fetischismuskritische Stoßrichtung ernst, dann lesen sich die zentralen Aussagen über den Stellenwert des Geldes wie ein Antiprogramm zum herrschenden technizistisch-funktionalistischen Geldkonzept. Als »die wahre Macht und der einzige Zweck« (Marx 1968 [1844], S. 554) stellt Geld auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise für Marx ein gesellschaftliches Absolutum dar. Der Kritik der politischen Ökonomie zufolge hat Geld nicht einfach nur gesellschaftlichen Einfluss, »[das Geld] selbst ist das *Gemeinwesen* und kann kein anderes über ihm stehendes dulden« (Marx 1983 [1857–1858], S. 149).

Wer das erste Mal solche Formulierungen hört, fühlt sich möglicherweise an Sprichwörter wie »Geld regiert die Welt« oder »Geld verdirbt den Charakter« erinnert. Gab Marx also dem periodischen Stöhnen des Alltagsverstands über die Macht des Geldes ein theoretisches Fundament? Dieser Gedanke löst sich auf, sobald man nachvollzieht, wie Marx die Stellung des Geldes als gesellschaftliches Absolutum herleitet. Das populäre Wehklagen behandelt das Geld als eine fremde Macht, die mit der Existenzweise aller als isolierter Warensubjekte nichts zu tun hat. Die Kritik der politischen Ökonomie dechiffriert diese Sicht als notwendig falsches Bewusstsein. Das Geld als »das reale Gemeinwesen« ist »das gemeinschaftliche Produkt aller« (ebd., S. 152). Indem die Menschen als getrennte PrivatproduzentInnen und WarenbesitzerInnen interagieren, erzeugen sie nicht nur zwangsläufig so etwas wie Geld, sondern auch seine Übermacht. Im Geld treffen die Warensubjekte auf »die glänzende Incarnation ihres eigensten Lebensprinzips« (Marx 1983 [1867], S. 90).

Im Geld nehmen die sozialen Beziehungen der Menschen eine selbstständige sachliche Gestalt an. Das moderne Warensubjekt kann »seinen Zusammen-

hang mit der Gesellschaft in der Tasche mit sich« (Marx 1983 [1857–1858], S. 90) herumtragen – ein in jeder anderen Gesellschaftsformation unvorstellbares Kunststück. Für die Verwandlung des gesellschaftlichen Zusammenhangs in ein universelles Gesellschaftsding prägte Marx den Begriff Geldfetisch. Bei diesem Geldfetisch handelt es sich allerdings nur um die erscheinende Oberfläche und die entwickelte Form einer viel grundlegenderen Verrücktheit: »Das *Räthsel des Geldfetischs* ist daher nur das sichtbar gewordne, die Augen blendende *Räthsel des Waarenfetischs* selbst.« (Marx 1983 [1867], S. 59) In der kapitalistischen Produktionsweise überlassen es die Menschen ihren Produkten, ihren sozialen Zusammenhang herzustellen – was diese zu Waren macht. Damit verwandeln sich aber bereits die Erzeugnisse der Menschen aus simplen Gebrauchsgütern in »sinnlich übersinnliche oder *gesellschaftliche Dinge*« (ebd., S. 637). Als Waren kommt den Erzeugnissen der menschlichen Hand ein Doppelcharakter zu. Als sinnliches Ding hat jede besondere Ware einen spezifischen Gebrauchswert. Sie hat aber gleichzeitig die »übersinnliche« (ebd.), genuin gesellschaftliche Dimension, Träger von Wert zu sein. Diesem Doppelcharakter der Ware, gleichzeitig besonderer Gebrauchswert und Repräsentant des Allgemeinen des Werts zu sein, entspringt die »Magie des Geldes« (ebd., S. 59). »Die Bestimmung des Produkts im Tauschwert bringt« nämlich »notwendig mit sich, daß der Tauschwert eine vom Produkt getrennte, losgelöste Existenz erhält. Der von den Waren selbst losgelöste und selbst als eine Ware neben ihnen existierende Tauschwert ist – *Geld*. Alle Eigenschaften der Ware als Tauschwert erscheinen als ein von ihr verschiedner Gegenstand. Eine von ihrer natürlichen Existenzform losgelöste soziale Existenzform im *Geld*.« (Marx 1983 [1857–1858], S. 80)

Diese Ableitung des Geldes aus dem Doppelcharakter der Ware ist untrennbar mit einer dem Verständnis der klassischen Ökonomie diametral entgegengesetzten Wesensbestimmung des Geldes verbunden. Schon Adam Smith, der Gründungsvater der klassischen Nationalökonomie, hatte das Geld außerhalb der Warenwelt, außerhalb des eigentlichen kapitalistischen Reichtums angesiedelt. Indem Marx Geld fetischismuskritisch deutet und als die abgelöste und zu einem eigenen unmittelbaren Gesellschaftsding gewordene soziale Existenzform des

Tauschwerts fasst, bricht er konsequent mit dieser Zweiweltentheorie. »Als absolutes Dasein des Tauschwerts oder allgemeine Ware« ist das Geld selbst Teil des Warenkosmos und die Darstellungsform abstrakten Reichtums par excellence. Zwar kann das Geld, »die verselbständigte Werthgestalt der Waaren« (Marx 1983 [1867], S. 76), in bestimmten Funktionen, etwa in der des Zirkulationsmittels, »durch bloße Zeichen seiner selbst ersetzt werden« (ebd., S. 57). Und darauf wiederum beruht die schon im 19. Jahrhundert weitverbreitete Idee, Geld selbst sei nichts weiter als ein Zeichen oder Symbol. Marx jedoch hat die Zeichentheorie des Geldes im *Kapital* als illusionär kritisiert. So viel gestand er ihren Vertretern zwar zu: In der Deutung des Geldes als Zeichen »lag [...] die Ahnung, daß die Geldform des Dings ihm selbst äußerlich und bloße Erscheinungsform dahinter versteckter menschlicher Verhältnisse« sei. Dieses Zugeständnis macht er aber nur, um gleich im nächsten Satz den Inhalt der Zeichentheorie, die Mystifizierung des Geldes zu einer Nichtware, zu verwerfen: »In diesem Sinn wäre jede Waare ein Zeichen, weil als Werth nur *sachliche Hülle* der auf sie verausgabten menschlichen Arbeit.« (Ebd.)

Für Marx stellen alle Waren ›gesellschaftliche Chiffren‹ dar – natürlich auch die Geldware. Vor diesem Hintergrund könnte man als ein Synonym für ›gesellschaftliche Chiffre‹ das Geld auch ein Zeichen nennen – vorausgesetzt, man dehnt die Verwendung dieses Terminus auf die besonderen Waren aus. In dieser Weise benutzte Marx den Begriff des Zeichens übrigens noch in den *Grundrissen* zur Benennung der Tauschwertdimension jeder Ware. Wenn landläufig dem Geld Zeichencharakter zugeschrieben wird, dann aus einer ganz anderen Perspektive heraus. Das gängige Verständnis reserviert den Zeichenbegriff für das Geld und behandelt den Gegensatz von Geld und Ware als Gegensatz von Reichtumszeichen und realem handfesten Reichtumsinhalt. In dieser auf das Geld verengten Zeichenvorstellung ist aber gerade die zentrale geldtheoretische Erkenntnis der Kritik der politischen Ökonomie ausgelöscht. Wie man nicht erst seit René Magrittes berühmtem Bild *La trahison des images* (*Ceci n'est pas une pipe*) weiß, bleibt ein Zeichen stets inhaltsverschieden von dem wirklichen Gegenstand, den es vertritt. Aus diesem Grund lässt sich das Bild einer Pfeife

weder stopfen noch rauchen, noch machen gemalte Marmeladenschnitten satt. Die Trennung von Geld und Ware resultiert aber gerade nicht aus der Inhaltsverschiedenheit von Zeichen und Gegenstand, sondern ist das Ergebnis einer ganz anderen Logik. Der eigentümliche gemeinsame genuin gesellschaftliche Inhalt aller Waren, Träger von Tauschwert zu sein, macht eine gesonderte Darstellungsform dieses Inhalts im Geld unerlässlich: »Das Geld ist das sachliche Medium, worein die Tauschwerte getaucht, eine ihrer allgemeinen Bestimmung entsprechende Gestalt erhalten.« (Marx 1983 [1857–1858], S. 100)

Vor diesem theoretischen Hintergrund ist auch nachvollziehbar, warum Marx sich so kategorisch gegen den Gedanken verwahrte, es ließen sich Analogien zwischen der Position des Geldes im Warenkosmos und der menschlichen Sprache herstellen:

> »Das Geld mit der Sprache zu vergleichen ist [...] falsch. Die Ideen werden nicht in der Sprache verwandelt, so daß ihre Eigentümlichkeit aufgelöst und ihr gesellschaftlicher Charakter neben ihnen in der Sprache existierte, wie neben den Waren. Die Ideen existieren nicht getrennt von der Sprache. Ideen, die aus ihrer Muttersprache erst in eine fremde Sprache übersetzt werden müssen, um zu kursieren, um austauschbar zu werden, bieten schon mehr Analogie; die Analogie liegt dann aber nicht in der Sprache sondern in ihrer Fremdheit« (ebd., S. 96).

Mit der Behauptung, die Ideen würden sich in der Sprache nicht verwandeln, bleibt Marx zwar einer von der linguistischen Theorie längst falsifizierten Sicht verhaftet; davon bleibt das zentrale Argument aber unberührt: Das Geld steht für eine von allem, was Sprache leistet, grundverschiedene Verwandlung. Im Geld vollzieht sich ein Reduktions- und Abstraktionsprozess, zu dem in der Sprache beim besten Willen keine Parallele zu finden ist. Wer Löwe, Tiger und Hase unter dem Begriff ›Tier‹ subsumiert, fasst im Kopf verschiedene Lebewesen unter gemeinsamen Merkmalen zusammen und ordnet dieser Abstraktionsleistung einen sprachlichen Ausdruck zu. Diese Art von Abstraktion vollzieht sich ausschließlich auf der Ebene des Denkens und Sprechens. Sie fügt aber keineswegs der Fauna ein neues Lebewesen hinzu. Genau eine solche merkwürdige Realabstraktion tritt indes mit dem Geld in die Welt. »Es ist als ob neben und

außer Löwen, Tigern, Hasen und noch allen anderen wirklichen Thieren [...] auch noch *das* Thier existirte, die individuelle Incarnation des ganzen Thierreichs. Ein solches Einzelne, das in sich selbst alle wirklich vorhandenen Arten derselben Sache einbegreift, ist ein *Allgemeines*, wie *Thier*, *Gott* u. s. w.« (Marx 1983 [1867], S. 37)

Die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie ist selbstverständlich nicht der einzige denkbare Ausgangspunkt für eine Suche nach einem nichtfunktionalistischen Geldverständnis. So gilt es u.a. auszuleuchten, ob nicht auch Erkenntnisse aus der medientheoretischen Diskussion helfen könnten, die gesellschaftliche Bedeutung des Geldes zu klären. Zumindest das in der Volkswirtschaftslehre verbreitete Hirngespinst von der Neutralität des Geldes, löst sich augenblicklich auf, wenn man Geld als Medium im Sinne der modernen Medientheorie fasst. In den Tagen McLuhans mag es noch eine bahnbrechende Einsicht gewesen sein, dass Medien keineswegs als neutrale Vermittler zu betrachten sind, sondern die gesellschaftliche Wirklichkeit und Wahrnehmung wesentlich mitbestimmen; heute stellt das fast so etwas wie einen Gemeinplatz dar.

Es stellt sich allerdings die Frage, in welchem Verhältnis ein medientheoretischer Zugang zum Geldkonzept der Kritik der politischen Ökonomie steht. Ergänzen sich beide Herangehensweisen oder gehen sie von unvereinbaren Prämissen aus? Ich habe mich bis dato zu wenig mit den verschiedenen medientheoretischen Ansätzen auseinandergesetzt, um das profund einschätzen zu können. Allerdings ist klar, welches Kriterium aus der Sicht einer auf das Fetischismusproblem ausgerichteten Marx-Interpretation darüber entscheidet, ob eine Öffnung zu medientheoretischen Positionen sinnvoll ist oder nicht: Ist es im medientheoretischen Bezugssystem möglich, dem inneren Zusammenhang zwischen Ware und Geld Rechnung zu tragen, oder reproduzieren sich die Unzulänglichkeiten der klassischen Zeichentheorien, wie sie schon Marx thematisiert hatte?

Jens Schröter

Wir debattieren über die Frage, ob Geld als ›ausgesonderte Ware‹ oder als ›Medium‹ zu verstehen sei. Ernst stellt die Frage: »Ist es im medientheoretischen Bezugssystem möglich, dem inneren Zusammenhang zwischen Ware und Geld Rechnung zu tragen, oder reproduzieren sich die Unzulänglichkeiten der klassischen Zeichentheorien, wie sie schon Marx thematisiert hatte?« Ich versuche im Folgenden auf diese Frage einzugehen, wobei die Erörterungen skizzen- und bruchstückhaft sind.

Erstens: In geldtheoretischen Standardwerken (z.B. Ingham 2005, S. xiii–xvi) wird die Bestimmung des Geldes als einer Art von Ware sowohl neoklassischer als auch marxistischer Theorie zugeschrieben und anderen Bestimmungen des Geldes als entweder a) auf Schuld/Kredit oder b) dem Staat basiert oder c) Geld als Rechnungseinheit (*unit of account*) gegenübergestellt. Die Dichotomie, die Ernst macht zwischen Geld als neutralem Medium in der Neoklassik (›Geldschleier‹) und als ›eigentlichem Gemeinwesen‹, als eigenständiger sozialer Macht (vielleicht als dem ›automatischen Subjekt‹ der Gesellschaft) in der Marx'schen Theorie, setzt eine spezifische, wie Hanno sagt, formkritische (wertkritische) Lesart der Marx'schen Theorie voraus, die in der geldtheoretischen Diskussion kaum eine Rolle spielt – was keine Kritik ist, sondern zunächst nur zeigen soll, wie unübersichtlich die theoretische Lage ist.

Zweitens: Der Begriff von Geld als ›medium of exchange‹ taucht bei Ingham direkt zu Beginn auf, verwirrenderweise aber bei der Darlegung ebenjener Ansätze, in denen »money takes its properties from its status as a commodity« (ebd., S. xi). Das heißt, für Ingham geht die Bestimmung von Geld als Medium mit jener von Geld als Ware gerade miteinander einher, was ja auch durch Ernsts Beobachtung gestützt wird, dass Marx Geld als Ware, aber expressis verbis auch als das »sachliche Medium, worein die Tauschwerte getauscht« (Marx 1983 [1857–1858], S. 100), bezeichnet. Das heißt, die Gegenüberstellung von Geld als (ausgesonderter) Ware und als Medium wird schon auf der ersten Seite von Inghams *Concepts of Money* widerrufen und ist vielleicht gar nicht zu machen (darauf komme ich zurück).

Drittens: In der Medientheorie – sofern man sich überhaupt darauf einigen kann, was dazugehört und was nicht – kann man, wie Hanno richtig anmerkt, mindestens zwei Lager unterscheiden: jene soziologisch geprägten Medientheorien, in denen Geld schon mindestens seit den 1960er Jahren als Medium (bei Luhmann [1994 (1988)] dann: symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium) verstanden wird und an die dann Autoren wie Norbert Bolz (2008, S. 90–100) anschließen, und – in Ermangelung genauerer Begriffe – alle anderen. Bei McLuhan gibt es schon 1964 in seinem klassischen medientheoretischen Buch *Understanding Media* ein einigermaßen seltsames Kapitel zu Geld; später schreiben Winkler (2004, S. 36–49), Krämer (2005) und Seitter (2002, S. 179–196) hier und da ein paar Seiten über Geld; Hörisch (1996, 2004, 2011, 2013) immerhin einige Bücher. Man kann aber nicht sagen, dass Geld ein zentrales Thema der Medientheorie wäre, schon gar nicht in jener Tradition, die Hanno erwähnt: der Medienarchäologie Kittler'scher Prägung (vgl. Rieger 2014). Insofern ist eine Medientheorie des Geldes ein Desiderat. Es wäre aber, und da stimme ich Ernsts Skepsis durchaus zu, zu zeigen, was eine solche Theorie zeigen kann, was andere Theorien, seien es systemtheoretische, wertkritische, philosophische etc. Ansätze, nicht können (jedenfalls ist auffällig, dass es in Inghams Kompendium kein eigenes Kapitel zu Medien- oder Zeichentheorien des Geldes gibt).

Marx hat ja betont, dass kein »Atom Naturstoff in ihre [der Waren; J.S.] Werthgegenständlichkeit« (Marx 1987 [1872], S. 80) eingeht – Ware zu sein, und d. h. Tauschwert zu haben, ist keine Eigenschaft des Gegenstands, sondern eine des ›sozialen Verhältnisses‹, der ›sozialen Form‹. Genau daran kann man anschließen – und die Schwammigkeit dieser Begriffe kritisieren – und eben fragen: Wie realisiert sich medial diese ›Form‹? Wie begegnet mir eine Ware? Nehmen wir einen Apfel: Ein Apfel im Supermarkt unterscheidet sich, sagen wir, von seinem Double am Baum durch kein ›Atom Naturstoff‹ – aber es ist ihm ein Preisschild aufgeklebt (»0,99 Euro«) und es ist mir strikt verboten (ggf. anders als bei dem Apfel am Baum), den Apfel einfach mitzunehmen: Kameras, Kaufhausdetektive, Tags, Schilder, die Strafen androhen, nachts verschlossene Türen etc. sollen das verhindern. Ich kann den Apfel nur mitnehmen, wenn ich

an einer entsprechenden Barriere (›Kasse‹) die Summe Geld abgebe, die auf dem Preisschild steht. Drei Aspekte kommen also zum Apfel dazu: eine Information über seinen Preis,[1] ein Wissen von Regeln (Gesetzen), was mit dem Preis zu tun ist, und Technologien, die die Einhaltung der Regeln sicherstellen.

Erstens: Ernst zitiert Marx: »In diesem Sinn wäre jede Waare ein Zeichen, weil als Werth nur *sachliche Hülle* der auf sie verausgabten menschlichen Arbeit« (Marx 1983 [1867], S. 57), und liest diese Stelle als Beleg dafür, dass Marx die Zeichentheorie des Geldes als ›illusionär‹ verwerfe. Denn Marx fährt fort: »Indem man aber die gesellschaftlichen Charaktere, welche Sachen, oder die *sachlichen* Charaktere, welche *gesellschaftliche Bestimmungen der Arbeit* auf Grundlage einer bestimmten Produktionsweise erhalten, für bloße Zeichen, erklärt man sie zugleich für willkührliches Reflexionsprodukt der Menschen.« (Ebd.) Ich interpretiere diese Stelle so: Marx hat Recht (vielleicht ohne es zu wollen[2]): Jede Ware ist ein Zeichen. Der Apfel am Baum nicht,[3] aber als Ware ›hat‹ er den ›Wert‹ ›0,99 Euro‹, indem ein irgendwie ihm assoziiertes Schild diesen Preis darlegt. Einen Tauschwert zu haben bedeutet, auf diesen Tauschwert irgendwie zu verweisen (und sei es, dass jemand sagt: ›Kostet 0,99 Euro‹). Ware sein heißt, mit Zeichen für einen bestimmten Tauschwert verbunden zu sein. Eine Ware ist ein Gegenstand mit Gebrauchswert, der zum Medium des Tauschwerts gemacht worden ist (bzw. bereits als solches produziert wurde). Ernst hat also Recht, wenn er die, wie er schreibt, ›landläufige‹ (und vielleicht auch die Neoklassik prägende) Vorstellung kritisiert, nur Geld sei zeichenhaft und die Waren bzw. ›Güter‹ seien die ›realen Werte‹ (was auch immer das heißen soll[4]) –

[1] Die Frage nach dem Verhältnis von Wert und Preis, die unmittelbar in die Untiefen des sogenannten Transformationsproblems führt, sei hier ausgeklammert.

[2] Aber worauf auch Ernst hinweist: In den *Grundrissen* schreibt Marx ja explizit, dass die »Ware eine doppelte Existenz gewinnt, neben ihrer natürlichen eine rein ökonomische, in der sie ein bloßes Zeichen, ein Buchstabe [!] für ein Produktionsverhältnis ist, ein bloßes Zeichen für ihren eignen Wert« (Marx 1983 [1857–1858] 1983, S.: 76).

[3] Christliche Ikonografie sei hier ausgeklammert.

[4] Man könnte das als Variation des Fetischismus beschreiben: Man glaubt, die Dinge enthielten den Wert, statt dass er ihnen konventionell, zeichenhaft zugeordnet sei.

eine Vorstellung, aus der dann auch die Vorstellung erwächst, die ›irreale‹, ›bloß zeichenhafte‹ Finanzindustrie überlagere verfälschend die ›Realwirtschaft‹.[5]

Zweitens: Das hat aber in der Tat nichts damit zu tun, ›bloßes Zeichen‹ zu sein oder gar ein ›willkürliches Reflexionsprodukt der Menschen‹. Ich als Käufer kann nämlich nur schwer im Supermarkt den assoziierten Preis beliebig ändern[6] und auch Zwischenhändler haben nur einen eingeschränkten Spielraum. Das ist ebenso schwierig, wie für Gegenstände nach Belieben ein neues Wort zu erfinden (wenn ich noch verstanden werden will). Vielleicht möchte ich den Preis ja ändern – und kann versuchen, irgendwo ein Schild, das einen geringeren Preis ausweist, zu entfernen und auf den Apfel zu kleben. Doch nicht nur verhindert die materielle Beschaffenheit heutiger Preisschilder solche Praktiken (sie gehen dabei kaputt), sondern ihnen stehen auch die Gesetze entgegen, die zur Not mit Gewalt durchgesetzt werden. Damit kommt ein Aspekt in die Frage nach dem Geld, den Ernst nicht explizit erwähnt: der Staat. Man muss nicht behaupten, dass das Geld nur durch staatliche Setzung entsteht (zur schwierigen Frage der Geldgenese komme ich unten), aber jedenfalls wird die je gültige Erscheinungsweise des Geldes als Währung vom Staat stabilisiert und ggf. widerrufen.[7] Wenn staatliche Macht zusammenbricht (und auch keine privaten Strukturen an diese Stelle treten), kommt es zu Plünderungen, da keine Preisschilder, Kassen und Kameras mehr verhindern können, dass die Waren – die dann keine mehr sind – ohne Tausch gegen Geld mitgenommen werden. Deswegen heißt Zeichenträger sein *nicht* ›bloß Zeichen‹ sein, denn der Preis ist ein mit äußerster Gewalt stabilisiertes Zeichen. Geld als Zeichensystem zu bezeichnen, muss also nicht heißen, es zu einer ›Nichtware zu mystifizieren‹, wie Ernst behauptet – es kann auch heißen, präziser zu formulieren, was Ware und Geld eigentlich verbindet. Es

[5] Überdies hat die Aufteilung von ›abstrakt‹ auf Geld und von ›konkret‹ auf Waren auch strukturell antisemitische Implikationen, worauf Postone (2005 [1979]) verweist.

[6] Das Ritual des Feilschens sei hier ausgeklammert – bestätigt aber eher, dass man als Kunde Preise nicht willkürlich festlegen kann.

[7] Siehe aktuell die abrupte Geldentwertung durch die indische Regierung: https://en.wikipedia.org/wiki/Indian_500_and_1000_rupee_currency_demonetisation (zugegriffen am 7. August 2017).

wird immer so getan, als hieße Zeichen sein ›nur‹ und ›bloß‹ Zeichen sein, als ob Zeichen, ihre Ordnungen und ihre medial-politischen Stabilitätsbedingungen nicht *mindestens ein* zentrales Strukturprinzip jeder möglichen menschlichen Realität wären (siehe die Rolle der Sprache).

Was heißt denn dann: Geld als »allgemeine Ware« (Marx 1983 [1857–1858], S. 80) oder als »verselbständigte Werthgestalt der Waaren« (Marx 1983 [1867], S. 76) zu bezeichnen? Das kann doch nur heißen, dass sich gleichsam das Preisschild vom Apfel löst und als eigener Wert zirkuliert. Das kann es deswegen, weil der Wert eben nicht *im* Apfel liegt, ›kein Atom‹, wie Marx sagt: »Jeden Augenblick, im Rechnen, Buchführen etc. verwandeln wir die Waren in Wertzeichen, fixieren wir sie als bloße Tauschwerte, abstrahierend von ihrem Stoff und allen ihren natürlichen Eigenschaften. Auf dem Papier, im Kopf geht diese Metamorphose durch bloße Abstraktion vor sich; aber im wirklichen Umtausch ist eine wirkliche Vermittlung notwendig, ein Mittel, um diese Abstraktion zu bewerkstelligen.« (Marx 1983 [1857–1858], S. 77) Eine ›Vermittlung‹, ein ›Mittel‹ – ein Medium, eben Geld in der Form einer Währung. Zeichen können nicht ohne materielle Träger existieren – eine basale Annahme der Medientheorie. Also bekommen die ›Wertzeichen‹ historisch sich wandelnd verschiedene Träger: von Goldmünzen bis hin zu Bitcoins.[8] Oder wie Marx, medientheoretisch genau, formuliert: »[E]in Symbol, wenn es nicht willkürlich ist, erfordert gewisse Bedingungen in dem Material, worin es dargestellt wird.« (Ebd., S. 80) Ein Geldschein ist ein materiell (fast) wertloser Gegenstand, der einen Zahlenausdruck trägt und medial hochgradig gegen Fälschung gesichert ist. Er kann in andere Medien übersetzt werden: Ich kann einen 50-Euro-Schein gegen 50 Ein-Euro-Münzen oder gegen eine entsprechende Menge Gold tauschen, das ich dann bei einer Bank abgebe, wo mir die 50 Euro virtuell auf meinem Konto gutgeschrieben werden etc. An diesem Punkt möchte ich eine Formulierung von Ernst aufgreifen: »Zwar kann das Geld, ›die verselbständigte Werthgestalt der Waaren‹ (Marx 1983

[8] Ist das Geld das Medium oder vielmehr der Geldschein, der die Zahlen trägt? Hier müsste noch genauer nachgedacht werden – eventuell könnte man das auch mit wechselnden Medium/Form-Verhältnissen im Sinne Luhmanns (1994 [1988], S. 303) beschreiben.

[1867], S. 76), in bestimmten Funktionen, etwa in der des Zirkulationsmittels, ›durch bloße Zeichen seiner selbst ersetzt werden‹ (ebd., S. 57).« Das klingt, als gäbe es Fälle, in denen Geld kein Zeichen wäre und es dann ausnahmsweise auch als Zeichen erscheinen könnte. Doch wie Ernst zu Recht bemerkt, man kann gemalte Marmeladenschnitten nicht essen – Dinge kann man (in der Regel) nicht durch Zeichen ersetzen. Wenn Geld durch ›bloße Zeichen‹ *ersetzt* werden *kann*, *muss* es schon vorher zeichenhaft gewesen sein.[9] Das gilt auch für Gold und seine Ausformungen z.B. als Münze. Die Diskussion über Metallismus und Nominalismus in der Geschichte des Geldes (und bei Marx) ist komplex, ich kann hier nicht darauf eingehen. Ich würde aber behaupten wollen, dass auch Gold nie ›an sich‹ wertvoll war und ist und auch keinen intrinsischen Wert daher hat, dass es so schwer abzubauen ist etc.[10] Der Punkt ist, dass es hinreichende Seltenheit mit Eigenschaften wie Teilbarkeit, Zählbarkeit und v.a. Haltbarkeit verbindet. Es ist als ›Träger von Wert‹, wie Ernst an einer Stelle formuliert, geeignet, weil ein Edelmetall chemisch vergleichsweise stabil ist – schon der Gedanke an eine Währung auf der Basis von Seifenblasen ist absurd. Offensichtlich ist die mediale Stabilität dem Geld nicht äußerlich. Goldmünzen sind also kein ›eigentliches‹ Geld, das – wie Ernst formuliert – »in bestimmten Funktionen, etwa in der des Zirkulationsmittels, ›durch bloße Zeichen seiner selbst ersetzt werden‹« kann –, sondern sie sind ein Zeichentyp, der in einen anderen übersetzt werden kann. *Kein Geld ist eigentlicher als das andere.* Und deswegen konnte man irgendwann, als die Expansion kapitalistischer Ökonomien größere Mengen an Geld benötigte und die Seltenheit des Goldes zum Problem wurde, eben

9 Gilt das nicht auch für die von Lohoff und Trenkle (2012, S.: 152) zur Diskussion gestellte, interessante These, dass es zu einer »Umbesetzung auf der Königsposition im Warenkosmos« gekommen sei?

10 Es gab auch Münzen aus Edelmetallen, die keinen Nominalwert trugen, bei denen also der Wert mit einer bestimmten Menge des ›wertvollen‹ Materials korrelierte. Doch ersichtlich ist die Zuordnung eines bestimmten ›Werts‹ zu einer bestimmten Menge des Materials nicht weniger konventionell als der Aufdruck irgendeines Nominalwerts – und tatsächlich wurden diese Zuordnungsverhältnisse oft durch politische Beschlüsse (z.B. des Königs) beliebig abgeändert.

das Gold auch fallen lassen. Die Verknappungs- und Stabilitätsmechanismen sind heute anderer Art (Fälschungssicherheit von Geldscheinen etc.); und dass das Geld ›immaterieller‹ geworden sei, kann man angesichts riesiger Glasfaser-, Serverfarm- etc. Infrastrukturen für elektronischen Geldverkehr nur mit Mühe behaupten. Man kann also schlussfolgern: Es gibt gar keinen Widerspruch zwischen einer Beschreibung von Geld als ›allgemeiner Ware‹ und als ›Medium‹ – im Gegenteil: Die Aussonderung des Geldes kann man nur erklären, wenn man sie auf den zeichenhaften Charakter von Ware und Geld gründet.

Ernst schreibt: »Im Geld nehmen die sozialen Beziehungen der Menschen eine selbstständige sachliche Gestalt an«, und zitiert Marx: »Es [das Individuum; J.S.] trägt seine gesellschaftliche Macht, wie seinen Zusammenhang mit der Gesellschaft in der Tasche mit sich« (Marx 1983 [1857–1858], 90). Dabei spielt Marx auf das mediale Ensemble des Portemonnaies an, das Geld, aber (heute) auch Identifikationspapiere enthält, mit denen jede/r Einzelne ökonomisch und politisch an Ökonomie (*bourgeois*) und Staat (*citoyen*) gebunden ist. Der Punkt ist dabei, dass die ›sozialen Beziehungen‹ eine selbstständige Form annehmen. Geld ist nicht einfach Mittel zum Zweck, sondern seine Vermehrung (als ›Kapital‹: G – W – G') wird der zentrale Zweck.

Nun kann man zunächst fragen, was ›soziale Beziehungen‹ eigentlich heißt. Irgendwelche medialen Formen müssen für soziale Beziehungen immer verwendet werden – und sei es nur die gesprochene Sprache: Die ist aber natürlich auch insofern gegenüber den Individuen immer schon selbstständig, als sich niemand die Sprache (und ihre ganzen Strukturierungen, metaphorischen Implikationen etc.) aussuchen kann. Man wird in eine Sprache (oder mehrere) hineingeboren. Die Sprache hat immer schon auch eine ›selbstständige sachliche Gestalt‹, z.B. in der Form von Duden und Lehrbüchern, Schulen (Achtung: Staat!) und Klausuren, mit denen kleinen Menschen eingehämmert wird, wie man ›richtig‹ spricht (und schreibt). Diese Formulierung, ziemlich dicht an zentralen Positionen der Medientheorie, macht deutlich, dass Medien niemals (oder jedenfalls: nicht nur) Werkzeuge vor ihnen bestehender Subjekte sind – an der Sprache wird das noch deutlicher als am Geld. Insofern steht die These von Marx, dass Geld

nicht einfach nur ein »pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel«[11], sondern eine, wie Ernst formuliert, ›selbstständige soziale Macht‹ ist, ganz dicht an Positionen der Medientheorie[12] (wie sich ohnehin vieles bei Marx wie Medientheorie *avant la lettre* liest).

Nun hat aber Marx – worauf Ernst hinweist – den Vergleich von Sprache und Geld gerade zurückgewiesen (vgl. Marx 1983 [1857–1858] 1983, S.: 96). Er betont v.a. folgende Differenz: Während ein abstrakter Begriff wie ›das Tier‹ eben nur im Denken und Sprechen existierte – und nicht real neben den besonderen Tieren –, wäre eben dies bei der ›Realabstraktion‹ Geld der Fall, ›das Tier‹ würde sozusagen real neben den konkreten Tieren existieren. Und das wäre ein grundsätzlicher Unterschied. Ist es aber nicht. Es ist ein ganz alltäglicher Befund, dass Zeichenordnungen parallel zu Dingordnungen bestehen und sich wechselseitig aufeinander beziehen. Ich kann sagen: »Bitte bringe mir diesen Apfel!« – und dann wird mir (im Idealfall) der Apfel gebracht. Obwohl ich also nur ein arbiträres Zeichen für den Apfel verwendet habe, wird der reale Apfel verändert (hier seine Position etc.). Durch den Satz »Ich erkläre euch zu Mann

[11] Marx (1972 [1859], S. 36): »In andern Worten, unter dem Vorwand, den einfachen Tauschhandel zu betrachten, veranschaulichen sich die Ökonomen gewisse Seiten des Widerspruchs, den das Dasein der Ware als unmittelbare Einheit von Gebrauchswert und Tauschwert einhüllt. Andrerseits halten sie dann konsequent am Tauschhandel als adäquater Form des Austauschprozesses der Waren fest, der nur mit gewissen technischen Unbequemlichkeiten verknüpft sei, wofür Geld ein pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel. Von diesem ganz flachen Standpunkt aus hat ein geistreicher englischer Ökonom daher richtig behauptet, Geld sei ein bloß materielles Instrument, wie ein Schiff oder eine Dampfmaschine, aber nicht die Darstellung eines gesellschaftlichen Produktionsverhältnisses und folglich keine ökonomische Kategorie.« Ich würde behaupten: Auch Schiff und Dampfmaschine sind Darstellungen gesellschaftlicher Produktionsverhältnisse und nicht ›bloß‹ (schon wieder dieses ›bloß‹!) ›materielle Instrumente‹, denn materielle Instrumente kommen immer aus sozialen Zusammenhängen und werden durch diese geformt, dienen dazu, diese zu reproduzieren – wobei diese Reproduktion immer auch scheitern kann.

[12] Sybille Krämer (1998, S.: 73) hat bemerkt, dass sich in der »Vielfalt medienbezogenen Forschens [. . .] ein gemeinsamer Nenner« herauskristallisiere: »Es ist dies die Überzeugung, dass Medien nicht nur der Übermittlung der Botschaften dienen, vielmehr am Gehalt der Botschaften [. . .] selbst beteiligt sein müssen.«

und Frau!« wird – unter spezifischen institutionellen Bedingungen, was aber generell (s.o.) auch für den Tauschwert relevant ist – der Personenstatus verändert, mit allen möglichen Konsequenzen. Sprache ist nicht nur beschreibend und/oder abstrahierend, sondern auch *performativ*. Sie ist eben nicht immer nur ›bloßes Zeichen‹, das etwas Reales passiv repräsentiert, sondern kann als Zeichen eingreifen und Reales verändern. Geld als ›verselbstständigte[r] Wert der Waren‹ bedeutet: Ein staatlich kontrolliertes (und allein von daher vertrauenswürdiges) Set an Zeichen repräsentiert den Wert in Form von Zahlen, die ebensolchen Zahlen – angebracht an oder assoziiert mit Gebrauchsgegenständen, die dann Waren sind – vergleichbar sind. ›Realabstraktion‹ heißt dann, dass man diese Zahlen auch auf gesonderten Medien darstellen kann, z.B. Geldscheinen oder Computerdisplays. Und so existieren sie ›neben‹ den Dingen – an denen sie aber auch schon ›daneben‹, also unabhängig von ihnen, existieren, denn ich kann das Preisschild auch vom Apfel entfernen, wodurch an dem Apfel nichts zurückbleibt, was auf seinen Tauschwert verweist. Und ich kann eine solche mediale Aufschreibung von, sagen wir, 50 Euro nehmen, in einen Laden gehen und sagen: »Ich möchte diesen Apfel«, und meinen Schein hinhalten, bekomme Wechselgeld und den Apfel ausgehändigt. Sprachzeichen und Geldzeichen verändern den realen Gegenstand: performativ. Marx benennt diese performative Dimension des Tauschwerts ganz explizit: »Die Menschen beziehen also ihre Arbeitsproducte nicht auf einander als Werthe, weil diese Sachen ihnen für bloss *sachliche Hüllen* gleichartig menschlicher Arbeit gelten. Umgekehrt. *Indem sie ihre verschiedenartigen Producte* [konkrete Gebrauchswerte,; J.S.] *einander im Austausch als Werthe* [abstrakte Tauschwerte;, J. S.] *gleichsetzen*, setzen sie ihre verschiednen Arbeiten [konkrete Arbeit,; J.S.] einander als menschliche Arbeit gleich [abstrakte Arbeit;, J.S.]. Sie wissen das nicht, aber sie *thun* es.« (vgl. Marx 1987 [1872] 1987, S.: 41).

Die Sachen sind keine ›Hüllen‹ für Arbeit und daher Wert, sie enthalten keinen Wert. Der Wert ist also strikt äußerlich: Es ist der Akt des Tauschens, d.h. des Vergleichens von Zeichen auf Preisschildern und Geldscheinen, der »Vergleichung mit dem Geld« (Marx 1983 [1857–1858] 1983, S.: 121), der nach

strengen und polizeilich geschützten Regeln abläuft und so den Wert als das Äquivalent aktualisiert. Solange diese Vorgänge tagtäglich stattfinden, bleibt auch der Tauschwert bestehen. Sobald z.B., wie erwähnt, die staatliche Ordnung zusammenbricht und die Güter aus den Supermärkten ohne Tausch herausgeholt werden, hört der Tauschwert auf zu sein. Er existiert performativ. Hier können jetzt zweifelsohne die Kritiken einer ›zirkulationsideologischen‹ Verkürzung des Werts angebracht werden – doch sagt ja keiner, dass solche Prozesse nur im Tausch auf Märkten stattfinden. Eine Firma, die Waren herstellt, muss ebenfalls den Preis, zu dem sie jene z.B. ZwischenhändlerInnen weitergeben, irgendwie an die Gegenstände ›heften‹ und diejenigen, die die Waren abnehmen, geben Geldzeichen etc. Ich sehe keinen anderen Weg, das zu beschreiben, ohne den Wert substanzmetaphysisch zu essenztialisieren, also doch zum ›Atom‹ zu machen.

Abschließend möchte ich ein ganz vorläufiges Fazit ziehen und einige (sicher sind es nicht alle) offene Problemstellen benennen.

a) Zurück zu Ernst's anfänglicher Frage: »Ist es im medientheoretischen Bezugssystem möglich, dem inneren Zusammenhang zwischen Ware und Geld Rechnung zu tragen, oder reproduzieren sich die Unzulänglichkeiten der klassischen Zeichentheorien, wie sie schon Marx thematisiert hatte?« Ich weiß nicht, ob die Überlegungen hier überzeugend sind oder auch nur in die richtige Richtung zielen. Jedenfalls war mein Versuch, die Zusammenhänge, die mit Worten wie ›soziale Form‹, ›Verhältnisse‹ etc. m.E. eher vage umschrieben sind, auf eine etwas konkretere und letztlich auch materialistischere Basis zu stellen, die genauer beschreiben kann, wie so etwas wie ›Wert‹ überhaupt erscheint und operiert. Die Entgegensetzung ›Medium‹ und ›allgemeine Ware‹ scheint sich dabei aufzulösen. Waren sind immer schon zeichenhaft und daher kann Geld auch an Waren ›anschließen‹. Es bleibt aber offen, wie man diese Diskussion auf soziologische Begriffe des Geldes als ›symbolisch generalisiertems Kommunikationsmedium‹ bezieht.

b) Zum Postmonetären: Jedenfalls kann eine »Gesellschaft nach dem Geld« nicht heißen eine »Gesellschaft nach der Medialität«. In der Regel wird argumentiert, die getrennten PrivatproduzentInnen müssten wieder vor der Produktion

miteinander kommunizieren und sich so einigen, was produziert werden würde sollte – so entfielen Tausch und mithin Geld (auch in der Commons-Diskussion ist das ein zentrales Argument). Allerdings wird eine solche Produktion auf globalen Skalen neue Verfahren der Koordination, Datenkompression und Komplexitätsreduktion mit sich bringen, ansonsten wird ist sie undurchführbar. Mutmaßlich wird man immer noch den gesellschaftlichen Zusammenhang in der Hosentasche mit sich herumtragen, nur wohl nicht mehr in der Form von Geld, sondern eher in der Form heutiger Smartphones, die im Prinzip eine permanente Partizipation an der gemeinschaftlichen Produktion der Gesellschaft ermöglichen, zugleich durch Bots die Notwendigkeit der permanenten Erreichbarkeit senken, komprimierte Visualisierungen aktueller Problemlagen ermöglich machen etc. (was durch translokale, soziale Netzwerke zumindest erahnbar wird, vgl. Dyer-Witheford 2013). Es geht nicht um ›technische Lösungen für soziale Probleme‹ –, sondern darum, dass Sozialität immer schon technisch und medial ist – und gar nicht anders sein kann, – und die Rede von anderen ›sozialen Formen‹ äußerst vage bleibt, wenn nicht angegeben werden kann, wie sie medial existieren.

Hanno Pahl

Ihr habt euch jetzt beide schon sehr dezidiert und ausführlich auf die Kernproblematik bezogen, also inwieweit medientheoretische Überlegungen in der Lage sind, das Geld als eine ausgesonderte Ware zu begreifen, und ob die Unterscheidung von Medium und Zeichen sinnvoll ist. Ich möchte dazu kurz einige Punkte einwerfen, die mir mit Bezug auf die Theoriefunktion der Werttheorie bedenkenswert erscheinen (1.). Im Anschluss möchte ich unsere Fragestellung stärker kontextualisieren mit Blick auf so etwas wie eine medientheoretisch informierte Theorie soziokultureller Evolution (2.).

1.) Ich denke, es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, um welche Erklärungsleistungen es im Kontext der Werttheorie geht. Mit der These eines notwendigen Zusammenhangs von Ware und Geld versucht Marx eine basale Motorik kapita-

listischer Synthesis dingfest zu machen, um daraus möglichst definitive Aussagen über die Entwicklung des modernen Kapitalismus ›ableiten‹ zu können. Das gilt nicht nur für die (monetäre) Arbeitswerttheorie, sondern für das Theorieformat ›Werttheorie‹ als solches, als auch für subjektive Werttheorien. Immer geht es darum, empirische Erscheinungen (ökonomische Dynamiken) auf ein grundlegendes Prinzip zurückzuführen. Damit lassen sich natürlich aussagekräftige (und insofern attraktive) Theorien konstruieren. Vielleicht ist das aber auch ein Problem.

Frank Beckenbach (2014) hat vor einigen Jahren die Frage gestellt, ob die (wenn auch monetäre) Arbeitswerttheorie bei Marx nicht theoriearchitektonisch einen ähnlichen Stellenwert besitzt wie das Auktionatorkonzept in der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie. Weil die allseitige Interdependenz allen Markt- und Produktionsgeschehens analytisch kaum zu handhaben ist, hat sich Walras einer Theoriefigur bedient, die die chaotische Dynamik des Marktgeschehens in die wesentlich besser überschaubare (weil analytisch und mathematisch handhabbare) Form eines (zentralen) Auktionsmarktes transformiert. Solche *short-cuts* gibt es bei Marx auch, von der (monetären) Arbeitswerttheorie als Fundament bis hin zu den diversen Synthesekonzepten, die sich im Verlauf der drei Kapitalbände finden, etwa für die Annahmen eines brancheninternen und branchenübergreifenden Profitratenausgleichs. Auch das sind Synthesefiguren, *short-cuts* gewissermaßen, die starke ordnungs- oder gleichgewichtstheoretische Komponenten aufweisen: Immer geht es um Konvergenzbewegungen hin zu einem Endzustand oder jedenfalls um starke Tendenzangaben.

Insbesondere seitens der evolutorischen Ökonomik bzw. der Komplexitätsökonomik wird gegenwärtig versucht, solche Aggregationsprobleme (›Wohin treibt das Ganze?‹) abzubilden und theoretisch zu konzipieren, ohne auf eine vorgeschaltete Werttheorie (gleich welcher Bauart) zu referieren. Man hat es dann immer mit einer ganzen Reihe von Zustandsformen zu tun: Gleichgewicht, multiple Gleichgewichte, Chaos etc. Man kann dann aus einer bestimmten Ausgangskonstellation eines (komplexen, adaptiven) Systems nur noch sehr begrenzt Aussagen über seine Entwicklung ableiten, da es verschiedene mögliche

Trajektorien gibt. Und weil die Wirtschaft ein nichtlineares System ist, können auch kleine Änderungen (an welchen Stellen auch immer) zu großen Effekten führen. Es stellt sich – wenn man die Sache vor diesem Hintergrund diskutiert – die Frage, wie weit die Ableitung des Geldes aus dem Doppelcharakter der Ware trägt, um Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Ökonomie einzufangen. Ich denke, als analytischer Ausgangspunkt ist die Marx'sche Konzeption konkurrenzlos, eine andere Frage ist für mich die daraus resultierende Forschungsweise. Das betrifft dann auch die Frage von so etwas wie einem ›idealen Durchschnitt‹, wenn wir davon ausgehen, dass auch die kategoriale Kernstruktur nichts in Gänze Feststehendes ist, sondern sich in der historischen Dynamik neue Formen der Verselbstständigung des Werts herausbilden (etwa die bei Ernst in aktuellen Publikationen thematisierten Waren zweiter Ordnung).

Damit hängt ein weiterer Punkt zusammen: Mirowski (1999) hat im Rahmen eines Buchs, das insbesondere dafür bekannt geworden ist, sehr überzeugend aufgezeigt zu haben, dass sich die Konstitution von Marginalismus und Allgemeiner Gleichgewichtstheorie weitreichenden Konzeptübernahmen aus der Physik verdankt, auch einen Seitenblick auf die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie geworfen. Er vermutet dort:

> »It would have been too much to expect Marx to have foreseen that the very ontology of the physical world was also experiencing metamorphosis in his lifetime, and yet, it can be argued that the scientific community's transition from substance to field had some influence on his understanding of the labor theory of value, in that there ended up being not one but two Marxian labor theories of value: the first rooted in the older substance tradition, the other sporting resemblances to nascent field theories in physics.“ (Ebd., S. 177)

Man müsste von hieraus noch einmal die Frage der Kohärenz der Marx'schen Position diskutieren. Die Kritik der politischen Ökonomie ist ja ein unvollendet gebliebenes Werk – auch und gerade mit Blick auf das Ziel, die kategoriale Grundstruktur der kapitalistischen Wirtschaft analytisch freizulegen.

2.) Wenn wir Gesellschaftsanalyse auf Basis einer formkritisch verstandenen Kritik der politischen Ökonomie betreiben, dann stellt sich immer auch die

Frage der Reichweite von Geldtheorie und Kapitalismusanalyse. Ursprünglich hat Marx im Sinn gehabt, eine allgemeine Theorie soziokultureller Entwicklung auszuarbeiten (›materialistische Geschichtsauffassung‹), um dann auf dieser Grundlage eine spezifische Theorie der kapitalistischen Ökonomie als mutmaßlichem Zentrum der modernen Gesellschaft auszuarbeiten. Das erste Unternehmen ist bekanntlich auf dem Stand einer Programmatik verharrt, das zweite ist seinem Umfang nach immer mehr angewachsen, je mehr Marx den Verästelungen und der Binnenkomplexität des kapitalistischen Systemzusammenhangs auf kategorialer Ebene gefolgt ist. Die allgemeine Theorie soziokultureller Entwicklung ist in diesem Zuge nicht wieder aufgenommen worden. Mit dem späten Engels beginnend und dann vor allem im sowjetischen Machtbereich wurde aus vor allem der *Deutschen Ideologie* entnommenen Versatzstücken eine Art proletarische Weltanschauung zusammengezimmert, als Legitimationsideologie eigener Herrschaftsansprüche und als Konkurrenzprogramm zu bürgerlichen Fortschrittsnarrativen.

So geht's natürlich nicht. Ich denke aber, dass wir eine ›übergeordnete‹ oder allgemeine Theorie soziokultureller Entwicklung brauchen, nicht weil uns Geschichte als Selbstzweck unbedingt zu interessieren hat, sondern für die Analyse der Dynamik des Gegenwartskapitalismus.

Bei Manfred Faßler (2014) findet sich ein Versuch, »das Soziale« als spezifischen Organisationsmodus historisch-genetisch zu rekonstruieren. Im Zentrum steht dort »die Entwicklung von nicht-genetischen Gruppenartefakten [...] (Werkzeuge, Siedlungen, Infrastruktur, Verwaltungen)« (ebd., S. 16), deren historisches Auftreten die traditionellen Formen von Sozialität überformt, die sich im Wesentlichen als Verwandtschaftsselektion beschreiben lassen. Faßler (ebd., S. 79) spricht von einem Sozialen zweiter Ordnung, »das mit abstrakten Zahlen, Zeichen, Kalkülen, Symbolen und Repräsentation in Bewegung gesetzt wird« und sich durch »die Vererbung der undinglichen Abstraktionssysteme, der Pläne, Schriften, Skizzen, Anweisungen« reproduziert und in immer stärkerer Weise die Modi soziokultureller Entwicklung mitbestimmt. Ich denke, dass es sich lohnt, Geld in diesem Zusammenhang zu diskutieren, also letztlich vergleichend

– diachron und synchron – mit anderen Medien dieses Sozialen zweiter Ordnung. Vor allem in der Linie Sohn-Rethels (1971) wurden solche Sachen ja angedacht, allerdings in einer doch ziemlich unterkomplexen Weise.

Jens hat schon angemerkt, dass Geld jedenfalls in jenen medientheoretischen Forschungslinien, die in der Tradition Kittlers stehen, kaum thematisiert wird. Das hat möglicherweise seinen Grund in der (politischen bzw. theoriepolitischen) Haltung Kittlers, zu Marx und zur Frankfurter Schule auf maximalen Abstand zu gehen. Dabei besitzt sein zentrales Konzept, das Aufschreibesystem, als »Netzwerk von Techniken und Institutionen [...], die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben« (Kittler 1985, S. 501), eine gewisse Nähe zu formkritischen Interpretationsweisen der Kritik der politischen Ökonomie. Denn was Kittler als blinde Flecken von Geisteswissenschaft und (marxistischer) Soziologie markiert, die Fokussierung einerseits auf ›Sinn‹, andererseits auf »Arbeit« – wodurch die (medialen) Bedingungen der Möglichkeit von Sinn und Arbeit systematisch nicht ins Blickfeld geraten –, besitzt eine deutliche Nähe zur Marx'schen Kritik an der (gesamten) politischen Ökonomie (bzw. heute: der Mainstream-Volkswirtschaftslehre): Marx' Vorwurf an die Adresse von Smith und Ricardo, sie würden »ganz unter dem Einfluss stofflicher Interessen« den »Formgehalt« ökonomischer Kategorien in einer analogen Weise übersehen, wie »vor *Hegel* die Logiker von Profession [...] den Forminhalt der Urteils- und Schlussparadigmen übersahen« (Marx 1983 [1867], S. 32), ist zumindest ganz analog gebaut.

Ein weiteres Beispiel wäre die Theorie sozialer Evolution bei Luhmann (1981), wo ein Zusammenhang zwischen den dominanten Kommunikationsmedien und den primären Differenzierungsformen jeweiliger Gesellschaftsformationen behauptet wird.[13] Sprache (Oralität) korreliert mit dem segmentären Differenzierungsregime archaischer Gesellschaften, die Verbreitung von Schriftkultur

[13] Die These, dass sich die Geschichte in eine Abfolge kultureller Epochen einteilen lässt, die wiederum von den jeweils dominanten Kommunikationsmedien geprägt sind, findet sich bereits bei dem kanadischen Medientheoretiker Harold Innis (1894-1952), einem wichtigen Einfluss von McLuhan (siehe vgl. Kloock und & Spahr 2007, S.: 47).

mit der stratifikatorischen Differenzierung früherer Hochkulturen bis hin zum Feudalismus, und der Buchdruck schließlich führt *in the long run* zur modernen – nach Luhmann funktional differenzierten – Gesellschaft. Das mag zu holzschnittartig gebaut sein und erweist sich natürlich als komplexer, wenn man konkrete historische Untersuchungen dazuschaltet. Aber es lenkt die Aufmerksamkeit darauf, dass die Entwicklung der kapitalistischen Ökonomie nicht im luftleeren Raum stattfindet, sondern umgeben ist von anderen Prozessen, die in Wechselwirkung mit der Genese und Fortentwicklung des Kapitalismus stehen, ohne dass sich alles, was relevant ist, auf Ökonomie reduzieren ließe.

Ernst Lohoff

In meinem Eingangsbeitrag hatte ich vor dem Hintergrund einer fetischismuskritischen Lesart der Kritik der politischen Ökonomie das Marx'sche Konzept des Geldes als ausgesonderter allgemeiner Ware skizziert und in diesem Zusammenhang die Frage aufgeworfen, in welchem Verhältnis dieses Konzept zu dem Versuch steht, zur Lösung des Geldrätsels medientheoretische Ansätze heranzuziehen. Jens scheint meine Überlegungen so gedeutet zu haben, als liefen sie darauf hinaus, beide Zugänge für unvereinbar zu erklären. Ich fühle mich ein wenig missverstanden. Für mich lautet die Frage weniger, »ob Geld als ›ausgesonderte Ware‹ oder als ›Medium‹ zu verstehen sei« (Jens), vielmehr geht es mir darum, wie sich diese beiden Bestimmungen konkret zusammendenken lassen. Insofern unterscheidet sich meine Intention gar nicht so sehr von der von Jens. Mich treibt nur die Befürchtung um, dass bei einer Verbindung der spezifische Gehalt des Marx'schen Geldkonzepts untergepflügt werden könnte. Dass ich dabei eine in der Diskussion über die Marx'sche Theorie minoritäre Position vertrete, ist mir durchaus klar. Genau das ist auch der Hintergrund meiner Befürchtungen. Heute dominieren Lesarten der Marx'schen Theorie die Debatte, die es von vornherein verunmöglichen, was ich für dringend geboten halte: die Marx'sche Kritik der politischen Ökonomie für die Analyse des heuti-

gen aberwitzigen Geldsystems und seiner eklatanten Widersprüche nutzbar zu machen.

Die ablehnenden Äußerungen zu zeichentheoretischen Vorstellungen im Marx'schen *Kapital* waren jedenfalls nicht als Beleg für die Unmöglichkeit eines Brückenschlags zwischen Medientheorie und Kritik der politischen Ökonomie gedacht. Sie sollten lediglich die Notwendigkeit verdeutlichen, sich Rechenschaft über dessen Voraussetzungen abzulegen.

Auf den ersten Blick erscheint Marx' Position zur Zeichentheorie des Geldes vielleicht in sich widersprüchlich. Wie schon Roman Rosdolsky (1968) in seinem Buch *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen ›Kapital‹* geschildert hat, benutzt Marx den Zeichenbegriff in den *Grundrissen* selbst wiederholt. In den späteren Schriften wird er verworfen und seine Verwendung vehement attackiert. Hat sich also Marxens geldtheoretische Position nach der Abfassung der *Grundrisse* grundlegend geändert? Eigentlich nicht. Die Akzeptanz und die Ablehnung des Zeichenbegriffs betreffen vielmehr unterschiedliche Theorieebenen. Wenn in den *Grundrissen* Geld als gesellschaftliches Zeichen firmiert, dann weil für den Fetischismuskritiker Marx unterschiedslos alle Waren gesellschaftliche Zeichen, gesellschaftliche Chiffren darstellen – und damit natürlich auch die allgemeine Ware. Gesellschaftliches Zeichen zu sein und Wertgegenständlichkeit zu haben, ist auf dem Boden der Marx'schen Fetischkritik kein Widerspruch, sondern ein und dasselbe. Damit stand Marx aber allein auf weiter Flur. In allen anderen theoretischen Zusammenhängen bedeutete schon damals dem Geld Zeichencharakter zuzusprechen, es seinem Wesen nach zur Nichtware zu erklären und ihm seine Wertgegenständlichkeit abzusprechen. Gegen diese Sichtweise grenzte sich Marx ab, wenn er die Vorstellung vom Geld als bloßem Zeichen verwarf. In unseren Tagen ist die von Marx bekämpfte Position indes mehr denn je Konsens. Vor diesem Hintergrund ist es erst recht unabdingbar, die Frontstellung gegen die Vorstellung, Geld habe im Gegensatz zu den besonderen Waren Zeichencharakter, konsequent durchzuhalten.

Ein ganz ähnliches Problem stellt sich beim Medienbegriff. Dass Geld ein gesellschaftlicher Mittler ist, liegt auf der Hand. Ihm den Medienstatus abzu-

sprechen wäre absurd. Das Problem ist vielmehr, dass der Medienbegriff, wenn es um die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise geht, fast automatisch für das Geld reserviert wird. Wenn man die Marx'sche Fetischanalyse ernst nimmt, handelt es sich beim Geld aber um einen abgeleiteten Vermittler, um die ins Auge springende, erscheinende Oberfläche eines tiefer reichenden kapitalistischen Vermittlungs- und Formzusammenhangs. Es ist »der externalisierte Ausdruck jener die kapitalistische Gesellschaft konstituierenden Form gesellschaftlicher Vermittlung« (Postone 2003, S. 399). Die gesellschaftliche Vermittlung findet logisch nicht erst in der Zirkulation statt. Die Existenz des Geldes »drückt« vielmehr »den Umstand aus, daß Arbeit als gesellschaftlich vermittelnde Tätigkeit fungiert« (ebd.). Indem das herrschende Denken sich auf das Geld als gesellschaftlichen Mittler fixiert, setzt es das diesem zugrunde liegende Vermittlungsverhältnis, die Auflösung der Gesellschaft in getrennte PrivatproduzentInnen, schon immer als selbstverständlich voraus. Marx' größte analytische Leistung war es, mit seiner Kritik der politischen Ökonomie diesen im herrschenden Bewusstsein ausgelöschten basalen Vermittlungszusammenhang ans Licht zu zerren und als spezifisch kapitalistische gesellschaftliche Vermittlungsform kenntlich zu machen.

Gerade die – auch für das Problem der Geldtheorie – entscheidende Einsicht, dass mit der Verwandlung der Reichtumsproduktion in Privatarbeit diese zum basalen gesellschaftlichen Vermittlungsmedium aufsteigt, wird in der Marx-Rezeption fast vollständig ausgeblendet. Zumindest in der deutschen akademischen Diskussion geben derzeit Positionen den Ton an, die den inneren Zusammenhang von Wertkonstitution und Privatarbeit nicht nur im Dunkeln lassen, sondern regelrecht eskamotieren. Im 19. Jahrhundert war ein naturalistisches Verständnis der Wertsubstanz weit verbreitet, und Elemente einer solchen Sicht haben auch Eingang in die Darstellung im *Kapital* gefunden. Insbesondere die VertreterInnen der Neuen Marx-Lektüre nehmen das zum Anlass, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Statt diese Schlacken zu beseitigen und den inneren Zusammenhang zwischen Privatarbeit und Wertsubstanz konsequent am Pro-

blem des Fetischismus orientiert zu rekonstruieren, wird die Wertkonstitution de facto in die Zirkulation verlegt.

Die Brücke, die Jens zwischen der Medientheorie und der Marx'schen Kritik der politischen Ökonomie schlagen will, hat insofern einen Baufehler, als er zumindest in etlichen Passagen die hegemoniale Interpretation und ihre zirkulative Verkürzung übernimmt. Dazu gehört vor allem folgende:

> »Die Sachen sind keine ›Hüllen‹ für Arbeit und daher Wert, sie enthalten keinen Wert. Der Wert ist also strikt äußerlich: Es ist der Akt des Tauschens, d.h. das Vergleichen von Zeichen auf Preisschildern und Geldscheinen, der ›Vergleichung mit dem Geld‹ (Marx 1983 [1857–1858], S. 121), der nach strengen und polizeilich geschützten Regeln abläuft und so den Wert als das Äquivalent aktualisiert.«

Bei der Gleichsetzung der Wertkonstitution mit dem Tauschakt verschwimmen notwendigerweise Wert und Preis ineinander. Ihre Unterscheidung wird künstlich. Schon das verweist darauf, dass sich die Tiefendimension der Marx'schen Analyse bei einer solchen tauschaktzentrierten Argumentation verflüchtigt. Für unser Thema ist aber ein anderer Aspekt wichtiger. Wie ich schon in meinem ersten Statement betont habe, begreift Marx das Geld als Veräußerlichung des inneren Widerspruchs der Ware, einerseits abstrakten Tauschwert zu repräsentieren und andererseits einen besonderen Gebrauchswert zu haben. Der logische Ausgangspunkt der Geldkonstitution ist »[d]iese Spaltung des Arbeitsprodukts in nützliches Ding und Werthding« (Marx 1987 [1872], S. 104). Ob man will oder nicht, die Wertkonstitution erst mit dem Tausch beginnen zu lassen heißt, diese Dimension des Marx'schen Geldkonzepts abzuschneiden. Erklärt man den Tauschakt zum Konstitutionsakt von Ware und Wert, kehrt sich gleichzeitig der Zusammenhang zwischen Ware und Wert einerseits und Geld andererseits gegenüber der Marx'schen Sicht um. Geld entspringt nicht mehr dem Doppelcharakter der Ware wie bei Marx, vielmehr verwandelt erst die Begegnung mit dem Geld im Tauschakt simple Dinge in Waren. Michael Heinrich, der derzeit populärste Vertreter der Neuen Marx-Lektüre, vertritt explizit die Vorstellung, die Produkte der Privatarbeit würden erst im Tausch

Warencharakter annehmen. Damit ist das, was für Marx das Grundmerkmal der kapitalistischen Gesellschaft ausmacht und was den eigentlichen Ausgangspunkt seiner Analyse bildet, nämlich die Verwandlung der Reichtumsproduktion in Privatarbeit, ausgelöscht. Und Jens' Text muss man schon recht freundlich lesen, um in seiner Warendefinition noch den Bezug auf die Privatarbeit als gesellschaftliche Vermittlungsinstanz zu erahnen: »Ware sein heißt, mit Zeichen für einen bestimmten Tauschwert verbunden zu sein. Eine Ware ist ein Gegenstand mit Gebrauchswert, der zum Medium des Tauschwerts gemacht worden ist (bzw. bereits als solches produziert wurde).« Auf alle Fälle ist der Zusammenhang gemessen an Marx ausgesprochen locker geworden. Der formulierte nämlich noch apodiktisch: »Nur Produkte selbständiger und *von einander unabhängiger Privatarbeiten* treten einander *als Waaren* gegenüber« (Marx 1983 [1867], S. 22), leitete also den Warencharakter des Produkts direkt aus der Verwandlung der Reichtumsproduktion in Privatarbeit ab.

Dieser logische Status des Geldes als der notwendigen versachlichten Erscheinungsform der basalen gesellschaftlichen Vermittlung über die Privatarbeit und ihre Produkte hebt zwar seinen medialen Charakter nicht auf, macht es aber zu einem Medium *sui generis*. Es weist vor allem eine Eigentümlichkeit auf, zu der es bei anderen Medien meines Wissens keine Parallele gibt. Damit die Geldware als abgeleitetes Medium dem Kosmos der vielen besonderen Waren als »die absolute Existenz des Tauschwerts« (Marx 1953 [1857–1858], S. 919) und allgemeine Ware gegenübertreten kann, muss sie selbst kapitalistischen Reichtum darstellen. Sie muss entweder wie das Gold für vergangene tote Arbeit stehen oder wie die heutige synthetische Geldware, die Eigentumstitel der Zentralbanken, künftige Wertproduktion repräsentieren. Die allgemeine Ware hat also den gleichen Inhalt wie das, was sie vermittelt. Auf diese Inhaltsgleichheit hebt Marx wesentlich ab, wenn er Geld als Realabstraktion fasst und zur Erläuterung den von mir zitierten Tierreichvergleich macht: »Es ist als ob neben und außer Löwen, Tigern, Hasen und noch allen anderen wirklichen Thieren [...] auch noch *das* Thier existirte, die individuelle Incarnation des ganzen Thierreichs. Ein solches Einzelne, das in

sich selbst alle wirklich vorhandenen Arten derselben Sache einbegreift, ist ein *Allgemeines*, wie *Thier, Gott* usw.« (Marx 1983 [1867], S. 37)

Jens nimmt den inneren Zusammenhang von Privatarbeit und dem Warencharakter der menschlichen Produkte nicht in den Blick. Damit erscheint die Gleichsetzung von Ware und Geld als ein Abstraktionsprozess, der im Tausch den Arbeitsprodukten quasi von außen oktroyiert wird. Damit wird die Inhaltsgleichheit zwischen der Geldware als allgemeinem Repräsentanten des Systems der Privatarbeit und den besonderen Waren, die jeweils eine besondere Form der Privatarbeit repräsentieren, unsichtbar. Das erklärt, warum Jens der Ansicht widerspricht, es gäbe einen fundamentalen Unterschied zwischen dem Geldmedium und anderen Medien wie etwa der Sprache. Jens resümiert zunächst das Marx'sche Argument:

> »Während ein abstrakter Begriff wie ›das Tier‹ eben nur im Denken und Sprechen existierte – und nicht real neben den besonderen Tieren –, wäre ebendies bei der ›Realabstraktion‹ Geld der Fall, ›das Tier‹ würde sozusagen real neben den konkreten Tieren existieren. Und das wäre ein grundsätzlicher Unterschied. Ist es aber nicht. Es ein ganz alltäglicher Befund, dass Zeichenordnungen parallel zu Dingordnungen bestehen und sich wechselseitig aufeinander beziehen. Ich kann sagen: ›Bitte bringe mir diesen Apfel!‹ – und dann wird mir (im Idealfall) der Apfel gebracht. Obwohl ich also nur ein arbiträres Zeichen für den Apfel verwendet habe, wird der reale Apfel verändert [...].«

Wenige Zeilen später zieht Jens seine Schlussfolgerung: »Sprache ist nicht nur beschreibend und/oder abstrahierend, sondern auch performativ. Sie ist eben nicht immer nur ›bloßes Zeichen‹, das etwas Reales passiv repräsentiert – sondern kann als Zeichen eingreifen und Reales verändern.« Keine Frage: Jens hat mit seiner Einschätzung der Sprache vollkommen Recht. Diese hat zweifellos auch einen performativen Charakter und wirkt wie alle Medien auf das Vermittelte zurück. Dass die Sprache immer nur passiv die Wirklichkeit widerspiegeln würde, ist aber gar nicht das zentrale Argument bei Marx. Ihm geht es bei der Unterscheidung von Denk- und Realabstraktion vielmehr um den spezifischen Charakter des Abstraktionsprozesses, für den das Geld steht. Sprache mag die

außersprachliche Wirklichkeit noch so sehr verändern, sie bleibt stets ein Zeichensystem in einer nicht allein sprachlichen Wirklichkeit. Auch wenn mich die Verwendung des Wortes ›Apfel‹ in den Besitz eines richtigen Apfels bringen kann, das Wort als solches wird nie zum richtigen Apfel. Anders beim Geld. In der allgemeinen Ware nimmt der Tauschwert der besonderen Waren eine eigenständige absolute Existenzform an.

Im Prinzip haben Jens und ich die gleiche Intention. Es geht uns beiden darum, das Marx'sche Konzept des Geldes als ausgesonderte allgemeine Ware mit der Vorstellung vom Geld als Medium zusammenzubringen. Trotz dieses gemeinsamen Ziels finden wir erst einmal nicht zusammen. Das liegt daran, dass wir jeweils mit unterschiedlichen Konzepten der Kategorien Ware und Wert operieren. Das macht sich nicht nur bei den besonderen Waren bemerkbar. Was das Geld angeht, sticht am meisten ins Auge, dass wir auch empirisch nicht das Gleiche vor Augen haben, wenn wir von der allgemeinen Ware sprechen. Wenn ich Geld als die ausgesonderte allgemeine Ware fasse, dann ist damit weder das Bargeld noch das private Kreditgeld gemeint, das im alltäglichen Geschäftsverkehr als Zahlungs- und Zirkulationsmittel dient. Ich insistiere darauf, dass jedes Geldsystem eine Geldware zur Grundlage hat, die das gesetzliche Zahlungsmittel deckt. Die eigentliche ausgesonderte allgemeine Ware ist nicht in den Portemonnaies der privaten Geldsubjekte zu suchen, sondern in den Tresoren und den Bilanzen der Zentralbanken. Die Besitztümer der Notenbanken liegen dem Geldsystem zugrunde. Diese Schlüsselposition hatte in der Zeit der Golddeckung das in den Tresoren der Notenbanken aufgeschatzte Edelmetall inne. Heute haben Waren ganz anderen Typs das Währungsgold als allgemeine Ware abgelöst, nämlich die handelbaren monetären Ansprüche, die sich bei der Ausgabe von Krediten an die Geschäftsbanken bei den Zentralbanken ansammeln. Das Gold als allgemeine Ware repräsentierte vorgängige Wertproduktion, vergangene allgemeine Privatarbeit, die Ansprüche der Zentralbanken gegenüber den Geschäftsbanken repräsentieren noch zu verrichtende Privatarbeit, antizipierten Wert.

Angesichts dieser Beschränkung des Begriffs der allgemeinen Ware auf die Grundlage des Geldsystems kontert Jens mit dem Verdikt: »Kein Geld ist eigentlicher als das andere.« Ob Bitcoin, 100-Euro-Schein oder EC-Karte – alles, was Menschen als Tausch- und Zahlungsmittel nutzen, ist allgemeine Ware und Zeichen. Diese Sicht mag ihre Logik haben, wenn man die Konstitution von Ware und Wert im Tauschakt ansiedelt. Sie passt auch zum VWL-Usus, Geld über seine Funktionen zu definieren. Wer mit Marx die allgemeine Ware als einen ausgesonderten Teil des kapitalistischen Reichtums begreift, als ausgesonderten Teil der gesamtgesellschaftlichen Wertproduktion bzw. Wertantizipation, für den sind aber gerade nicht alle Katzen grau. Das Geldwesen differenziert sich aus. Der 100-Euro-Schein stellt von diesem Standpunkt aus überhaupt keine Ware dar, sondern verweist als eigentlich wertloses Stück Papier nur auf die allgemeine Ware. Als symbolische Vertretung des durch die allgemeine Ware repräsentierten kapitalistischen Reichtums ist seine eigene gesellschaftliche Gültigkeit von dieser abgeleitet. Die Banknoten einer Zentralbank, die als ›Gegenwert‹ nur abschreibungsbedürftige Forderungen in den Bilanzen stehen hätten, wären das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt sind. Das private Kreditgeld wiederum, etwa in der Gestalt der EC-Karte, hat zwar Warencharakter. Es handelt sich um einen monetären Anspruch des Kontoinhabers gegenüber seiner Geschäftsbank, den er an andere weitergeben kann. Als ein Anspruch in gesetzlichen Zahlungsmitteln gegenüber einer privaten AkteurIn ist es aber selbst eine besondere Ware, keineswegs die allgemeine Ware selbst.

Dass Geld ein Zeichen sein soll – Zeichen im Gegensatz zum vermeintlich echten kapitalistischen Reichtum, den Waren –, wird häufig mit dem Argument begründet, Geld sei das Resultat einer staatlichen Setzung. Auch Jens kommt auf das Verhältnis Staat und Geld zu sprechen. Trotz seiner Intention, den Charakter des Geldes als allgemeine Ware mit einem Zeichencharakter zusammenzudenken, fällt es schwer, seinen Gedankengang von diesem gängigen Deutungsmuster abzugrenzen. Jens schreibt: »[D]ie je gültige Erscheinungsweise des Geldes als Währung« werde »vom Staat stabilisiert und ggf. widerrufen.« Zur Erläuterung heißt es: »Wenn staatliche Macht zusammenbricht [...], kommt es

zu Plünderungen, da keine Preisschilder, Kassen und Kameras mehr verhindern können, dass die Waren – die dann keine mehr sind – ohne Tausch gegen Geld mitgenommen werden. Deswegen heißt Zeichenträger sein nicht ›bloß Zeichen‹ sein, denn der Preis ist ein mit äußerster Gewalt stabilisiertes Zeichen.« Dass der Staat die bürgerliche Eigentumsordnung mit seinem Gesetzbuch und seinem Gewaltmonopol durchsetzt, ist fraglos richtig, ist aber etwas anderes als die Sicherstellung der gesellschaftlichen Gültigkeit des Geldes und der ›Geldwertstabilität‹. Was Ersteres angeht, sind Gesetze und Polizeiknüppel sicherlich ein probates Durchsetzungsmittel, bei Letzterem stoßen beide schnell an Grenzen. In der Frühmoderne, als noch Gold- und Silbermünzen als Zirkulationsmittel umliefen, nutzten die stets klammen Staaten zwar gern ihr Münzregal dazu, durch die Absenkung des realen unter den nominellen Edelmetallgehalt sich Einnahmen zu verschaffen. Das Ergebnis dieser Münzverschlechterung war aber stets der Fall des Tauschwerts der Münzen auf den realen Edelmetallgehalt.

Als im Ersten Weltkrieg die Krieg führenden Staaten ihre Militärausgaben mit der Druckerpresse finanzierten, ergab sich ein ganz ähnliches Phänomen – man denke nur an die 1923 ihren Höhepunkt und Abschluss erreichende Hyperinflation im besiegten Deutschland. Inzwischen hat der moderne Staat ein weit ausgefeilteres Instrumentarium entwickelt, um auf das Geldsystem einzuwirken. In Gestalt der Zentralbanken hat sich eine eigene abstrakte Allgemeinheit des Monetären herausgebildet, die aber keineswegs das Geld und seine Gültigkeit als Deus ex Machina setzt. Ihr Steuerungspotenzial besteht vielmehr darin, dass sie den Umfang der Bildung »fiktiven Kapitals« (Marx 1976 [1894], S. 413ff.) auf den Geld- und Kapitalmärkten entscheidend beeinflussen kann. Das geschieht zum einen ganz direkt durch ihre Kreditvergabe an die Geschäftsbanken und zum anderen indirekt, indem sie durch die Festsetzung der Leitzinsen und der Mindestreserven das innerprivatwirtschaftliche Kreditgeschäft entweder bremst oder fördert. Das hat aber alles mit Zeichensetzung nichts zu tun, sondern mit Kapitalmarktwaren und ihren spezifischen Bewegungsgesetzen.

Jens Schröter

Ich möchte Ernst für seine hilfreiche Klarstellung danken – und denke auch, dass wir nicht so weit auseinander sind. Allerdings sehe ich das Missverständnis woanders. Sein Kommentar würde einen ausführlicheren Kommentar verdienen, als ich hier leisten kann, ich kann nur exemplarisch auf einige Punkte eingehen:

Zirkulative Verkürzung: Für Außenstehende ist dieser wiederholte Vorwurf, den verschiedene Fraktionen (z.B. die Wertkritik und die Neue Marx-Lektüre) gegeneinander erheben, nicht immer nachvollziehbar. Ernst schreibt:

> »Jens nimmt den inneren Zusammenhang von Privatarbeit und dem Warencharakter der menschlichen Produkte nicht in den Blick und deutet die Ware als Kind der Zirkulation. Damit erscheint die Gleichsetzung von Ware und Geld als ein Abstraktionsprozess, der im Tausch den Produkten quasi von außen oktroyiert wird.«

Dagegen schrieb ich explizit:

> »Hier können jetzt zweifelsohne die Kritiken einer ›zirkulationsideologischen‹ Verkürzung des Werts angebracht werden – doch sagt ja keiner, dass solche Prozesse nur im Tausch auf Märkten stattfinden. Eine Firma, die Waren herstellt, muss ebenfalls den Preis, zu dem sie jene z.B. Zwischenhändler weitergeben, irgendwie an die Gegenstände ›heften‹ und diejenigen, die die Waren abnehmen, geben Geldzeichen etc. Ich sehe keinen anderen Weg, das zu beschreiben, ohne den Wert substanzmetaphysisch zu essenztialisieren, also doch zum ›Atom‹ zu machen.«[14]

Selbstredend werden (im Kapitalismus) Güter als Waren für die Zirkulation produziert, können aber als Waren auch nur in der Zirkulation realisiert werden. Die Frage war in keiner Weise, *wo* der Warencharakter entsteht (der Zusammenhang von Produktion und Zirkulation wurde vielmehr vorausgesetzt), sondern *wie* der Warencharakter den Objekten eingeschrieben, wie er medial operativ ist und wie er folglich mit dem Medium Geld zusammenhängt. Marx sagt einerseits, was Ernst leider nicht thematisiert, dass kein »Atom Naturstoff in ihre [der

[14] Ich räume ein, dass ich hier besser von ›Wert‹ als von Preis hätte sprechen müssen.

Waren; J.S.] Werthgegenständlichkeit« (Marx 1987 [1872], S. 80) eingeht, andererseits (wenn auch teilweise kritisch), dass Waren selbst als Zeichen verstanden werden können – was Ernst ja auch bekräftigt: »Gesellschaftliches Zeichen zu sein und Wertgegenständlichkeit zu haben, ist auf dem Boden der Marx'schen Fetischkritik kein Widerspruch, sondern ein und dasselbe.« Genau – und daher interessiert mich der Zusammenhang der Zeichen ›Ware‹ und der ›Zeichen‹ Geld. Es ist nicht so, dass ich das Geld als, wie Ernst meint, »Zeichen im Gegensatz zum vermeintlich echten kapitalistischen Reichtum, den Waren«, verstehe. Geld wie Waren sind zeichenhaft und die Frage, was ›echter‹ ist, ergibt einfach keinen Sinn. Mein eigentliches Erkenntnisinteresse ist sozusagen materialistisch: Es reicht mir nicht, zu sagen, dass es ein ›soziales Verhältnis‹ ist, das Waren mit Tauschwert und Geld als dessen selbstständigen Ausdruck hervorbringt. Wo und wie ist der Wert? Wie wird er operativ gemacht und performativ stabilisiert? Immer zu sagen, Kapitalismus sei ›Realmetaphysik‹ und der Wert sei nicht empirisch, klingt nach einer idealistischen Metaphysik – einer der Hauptgründe für die mangelnde Anschlussfähigkeit der Wertkritik etwa in der Medientheorie.

Ernst bemerkt weiterhin: Dem Geld

> »den Medienstatus abzusprechen wäre absurd. Das Problem ist vielmehr, dass der Medienbegriff, wenn es um die Analyse der kapitalistischen Produktionsweise geht, fast automatisch für das Geld reserviert wird. Wenn man die Marx'sche Fetischanalyse ernst nimmt, handelt es sich beim Geld aber um einen abgeleiteten Vermittler, um die ins Auge springende, erscheinende Oberfläche eines tiefer reichenden kapitalistischen Vermittlungs- und Formzusammenhangs.«

Meine Kritik, dass sich die Wertkritik bislang nicht um eine materialistische Analyse der Vermittlung gekümmert hat, zeigt sich hier symptomatisch in terminologischer Unklarheit: Es gibt ein ›Medium‹, das ein ›abgeleiteter Vermittler‹ eines ›tiefer reichenden kapitalistischen Vermittlungs- und Formzusammenhangs‹ ist (nur das ›bloße Zeichen‹ fehlt noch). Wie verhält sich ein Medium zu Vermittlung? Wie ›abgeleitete‹ zu (offenbar) eigentlicher Vermittlung? Wie Vermittlung zu Form? Und folglich: wie Medium zu Form (eine Nähe zu Luh-

manns [1994 (1980), S. 303] Verwendung der Unterscheidung von Medium und Form drängt sich hier auf)? Wenn man, wie ich vorschlage, sowohl das Geld *als auch* die Waren als mediale Träger von Zeichen begreift – dann stellt sich automatisch die Frage, was diese Zeichen als ihre Referenz bezeichnen: Und das ist der Wert, der wiederum auf die Arbeit zurückführt. So kann man beginnen, den Zusammenhang zwischen Ware, Geld, Wert, Arbeit als einen Zeichenprozess zu verstehen, und sich von idealistischen Metaphysiken lösen, die einen unverortbaren (denn ›in‹ Ware und Geld ist er nicht), gleichsam platonischen Wert postulieren. Dann kann man sogar fragen, wie Wert und die mit ihm verbundenen ›zugrunde liegenden Vermittlungsverhältnisse‹ durch welche Formen medialer Technologien stabilisiert und reproduziert werden – und wie man dies ändern könnte, denn gesellschaftliche ›Verhältnisse‹ sind immer soziotechnisch, was Marx ganz genau wusste. Aus dieser grundlegenden Perspektive folgen zwei Aspekte, die ich nur ganz kurz andeuten kann.

Medium sui generis: Offenkundig drängt sich als nächstliegende Frage auf, ob sich das Medium Geld von anderen Medien unterscheidet. Vorweg: Ich stimme Ernsts Idee zu, Geld als ›Medium sui generis‹, als eine Art besonderes und hervorgehobenes Medium auszuflaggen. Aber auch hier müsste materialistisch genau untersucht werden, wie diese Zentralität historisch hergestellt, medial stabilisiert und ausgeweitet wird (z. B. dadurch, dass immer mehr Objekte und Prozesse so verwandelt werden, dass sie in Geld tauschbar, also zu Waren werden, etwa heute in ›Social Media‹ die Kommunikation). Ernst argumentiert aber, der besondere Charakter des Geldes als Medium liege darin, dass Geld eine andere Art von Medium sei, eine andere Art von Ontologie habe (was die Frage aufwirft, ob es dann überhaupt Medium ist): »Auch wenn mich die Verwendung des Wortes ›Apfel‹ in den Besitz eines richtigen Apfels bringen kann, das Wort als solches wird nie zum richtigen Apfel. Anders beim Geld. In der allgemeinen Ware nimmt der Tauschwert der besonderen Waren eine eigenständige absolute Existenzform an.« Dieses Argument verstehe ich nicht: Auch ein vor mir liegender Geldschein ›wird‹ nie zum Apfel – er kann mich vielmehr ›in den Besitz [!] eines richtigen Apfels‹ bringen, ebenso wie das, Ernst

räumt es selbst ein, auch ein Wort, z. B. eine Bitte oder ein Befehl, tun kann (und beides gilt nur, wenn überhaupt Äpfel verfügbar sind).

Verschiedene Geldformen: Meine These, dass es kein ›eigentlicheres Geld‹ gäbe, bezieht sich zunächst darauf, dass alles Geld Medium ist, welches Zeichen trägt, die auf den ›Wert‹ verweisen. Das gilt auch für das von Ernst herausgestellte ›eigentliche Geld‹ oder die ›eigentliche Geldware‹. Er schreibt: »Sie muss entweder wie das Gold für vergangene tote Arbeit stehen oder wie die heutige synthetische Geldware, die Eigentumstitel der Zentralbanken, künftige Wertproduktion repräsentieren.« Und: »Die eigentliche ausgesonderte allgemeine Ware ist nicht in den Portemonnaies der privaten Geldsubjekte zu suchen, sondern vielmehr in den Tresoren und den Bilanzen der Zentralbanken. Die Besitztümer der Notenbanken liegen dem Geldsystem zugrunde. Diese Schlüsselposition hatte in der Zeit der Golddeckung das in den Tresoren der Notenbanken aufgeschatzte Edelmetall inne.« Deutlicher könnte gar nicht gesagt werden, dass auch die ›eigentliche Geldware‹ medial ist. Sie ›steht für etwas‹ oder ›repräsentiert etwas‹, zumal u. U. etwas, wie Ernst richtig unterstreicht, das vollkommen fiktiv ist: Die ›künftige Wertproduktion‹ und Fiktionalität ist etwas genuin mediales, fiktive Entitäten wie die ›künftige Wertproduktion‹ gibt es nicht außerhalb von Zeichenprozessen. Auch ist die ›eigentliche Geldware‹ in ›Bilanzen‹ zu finden – muss also irgendwie aufgeschrieben sein. Insofern gibt es keinen Unterschied zwischen dem ›eigentlichen‹ Geld und seinen ›bloßen Zeichen‹ – da beides Zeichen sind. Das hat m.E. überhaupt nichts mit der schon oben zurückgewiesenen Kritik zu tun, ob man die »Konstitution von Ware und Wert im Tauschakt ansiedelt«. In einem anderen Text diskutiert Ernst (Lohoff 2013, S. 49) »die allgemeine Ware, der das ausgegebene Papiergeld seine Deckung verdankt und von der dessen Rolle als Geld(-repräsentant) abgeleitet ist«. Die allgemeine Ware »deck[t] das von der Notenbank ausgegebene Zeichengeld« (ebd., S. 50). Die wichtigste Funktion der Geldware scheint also in der Deckung zu bestehen. Ehemals das Gold oder nun die Zukunft bilden die letzte Referenz des Geldsystems. Und welche Referenz Zeichen haben, wie ihre Bedeutung stabilisiert wird, ist eine genuin zeichen- und medientheoretische Frage. Und so formuliert,

kann man wieder fragen: Wie wird die Referenz des ›Werts‹ stabilisiert oder destabilisiert? Welche Rolle spielen dabei der Staat etc.? Wie gerät diese Referenz in die Krise? Wenn man Ware, Wert und seinen selbstständigen Ausdruck Geld als Zeichenprozesse versteht, kann man auch nach alternativen Zeichensystemen fragen.

Ernst Lohoff

Hanno zitiert in seinem Beitrag Philip Mirowski (1999, S. 177) und dessen Überlegung, es gäbe »not one but *two* Marxian labor theories of value«, und schließt daran die Forderung an: »Man müsste von hieraus noch einmal die Frage der Kohärenz der Marx'schen Position diskutieren.« Dem kann ich mich nur anschließen. Gerade was das Fundament seiner Kritik der politischen Ökonomie angeht, hat Marx alles andere als eine in sich geschlossene, widerspruchsfreie Theorie hinterlassen. Das gilt umso mehr, als ein wesentlich tieferer Riss das Marx'sche Wertkonzept durchzieht als der, den Mirowski bereits zum Anlass nahm, von »zwei Marx'schen Werttheorien« zu sprechen. Auch wenn der Wertbegriff der klassischen Nationalökonomie und der Jahrzehnte später aufkommende, an die physikalische Vorstellung von ›Energieverausgabung‹ angelehnte, physiologische Arbeitsbegriff nicht deckungsgleich sind, so sind sie doch als Spielarten eines überhistorisch-positiven Arbeitswertkonzepts artverwandt. Dagegen gehört zur Marx'schen Fetischkritik ein der positiven Arbeitswerttheorie diametral entgegengesetzter Wertbegriff. Hier ist die eigentliche Kluft im Marx'schen Verständnis der Wertkategorie zu suchen. Soweit Marx auf den Standpunkt einer positiven Arbeitswerttheorie zurückfällt, fügt sich seine Position in die theoretischen Debatten seiner Zeit ein; sein fetischanalytisches Wertkonzept, wie es vor allem der Darstellung im *Kapital* zugrunde liegt, stellt dagegen einen erratischen Block in der wissenschaftlichen Landschaft dar – und das bis heute.

Für die Marx-Philologie wäre es sicher eine lohnende Aufgabe, im Einzelnen nachzuzeichnen, wie sich in den ökonomiekritischen Schriften positive Arbeitswerttheorie und die radikale Kritik der Wertform vermengen und durchkreuzen.

So viel ist aber auch ohne detaillierte Untersuchung klar: Gerade was das für die Kritik der politischen Ökonomie grundlegende Verständnis der Wertkategorie angeht, existiert in der Tat so etwas wie ein ›doppelter Marx‹.

Der wertkritische Ansatz, wie ich ihn vertrete, versucht denn auch gar nicht erst, diesen Gegensatz zu überbrücken, um die Einheit der Marx'schen Theorie zu retten. Stattdessen hält er sich an folgendes Paradigma: Ein Marxismus, der an einer positiven, naturalisierenden Arbeitswerttheorie festhält, partizipiert an den Grundirrtümern der klassischen Nationalökonomie und ihrer Erbin, der Volkswirtschaftslehre, und ist letztlich dazu verurteilt, in die gleiche Sackgasse zu laufen wie diese. In der Marx'schen Fetischkritik liegt dagegen der Schlüssel zur Lösung der ökonomischen Rätsel, an denen die herrschende Ökonomie scheitert. Nur auf der Grundlage eines konsequent fetischismuskritisch ausgerichteten, von den Eierschalen einer positiven naturalisierenden Arbeitswertvorstellung befreiten Wertbegriffs ist es möglich, die Kritik der politischen Ökonomie fortzuentwickeln und für die Analyse des heutigen Kapitalismus fruchtbar zu machen.

In dieser Weise gefasst, hat das Theorem vom ›doppelten Marx‹ weitreichende Implikationen für die von Hanno aufgeworfene Frage nach dem theoretischen Status des Marx'schen Wertkonzepts. Hanno liebäugelt mit Frank Beckenbachs These, die »Arbeitswerttheorie bei Marx« habe »theoriearchitektonisch einen ähnlichen Stellenwert [...] wie das Auktionatorprinzip in der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie«. Was jenen Marx angeht, der im Fahrwasser der positiven Arbeitswerttheorien seiner Zeit treibt, ist diese Einschätzung sicherlich berechtigt. Allerdings wird die These, die Marx'sche »Arbeitswerttheorie« gehöre zu den »Synthesefiguren«, die »starke ordnungs- oder gleichgewichtstheoretische Komponenten aufweisen«, dem ›anderen Marx‹ nicht gerecht. Fetischismuskritisch reformuliert stellt das Marx'sche Wertkonzept nicht nur inhaltlich einen erratischen Block in der Wissenschaftslandschaft dar, auch methodisch ist es in einer Weise angelegt, zu der sich im Kategorienverständnis im Wissenschaftsbetrieb schwerlich Parallelen finden lassen.

Vor allem aus einer Besonderheit der Marx'schen Kategorienbildung entspringen massive Kompatibilitätsprobleme. Im herrschenden Wissenschaftsverständnis dienen abstrakte Begriffe immer nur als ein Mittel der gedanklichen Aneignung der Wirklichkeit. Der Theoretiker versucht, möglichst geeignete Denkabstraktionen an die komplexe Wirklichkeit heranzutragen, um diese damit im Kopf zu ordnen. Demgegenüber begreift die Marx'sche Fetischkritik den Wert vor allem anderen als einen Abstraktionsprozess innerhalb der gesellschaftlichen Wirklichkeit. – Im Kapitalismus unterwirft sich die Gesellschaft einer abstrakten sozialen Beziehungsform, und diese Unterwerfung lässt sich mit der Kategorie des Werts logisch fassen. Im gängigen Wissenschaftsverständnis vollziehen sich Abstraktionsprozesse ausschließlich im menschlichen Hirn. Abstrakte Kategorien sind nur ein Instrument, mit dessen Hilfe der Theoretujer sich die Wirklichkeit erklärt.

Die Fetischismuskritik sieht dagegen einen tatsächlichen Abstraktionsprozess am Werk, der die kapitalistische Wirklichkeit strukturiert, und deutet den Wert als Realabstraktion. Die Denkleistung des Theoretikers besteht in der Dechiffrierung dieses wirklichen Abstraktionsprozesses.

Marx hat bekanntlich nicht den Anspruch erhoben, der klassischen politischen Ökonomie eine neue politische Ökonomie entgegenzusetzen, sondern eine Kritik der politischen Ökonomie zu formulieren. Dieses Selbstverständnis verweist direkt auf den eigentümlichen logischen Status, der Kategorien wie dem Wert im fetischismuskritischen Denken zukommt. Marx wirft keineswegs die überkommenen Werttheorien über den Haufen, um eine neue positive Werttheorie an ihre Stelle zu setzen, vielmehr ist der Erkenntnisgegenstand ›Wert‹ gleichzeitig selbst Gegenstand der Kritik. Der Wert ist für Marx kein neutralanalytischer Begriff, sondern als Realabstraktion selbst verrückte Wirklichkeit, die sich überhaupt nur von einem negatorischen Standpunkt aus theoretisch durchdringen lässt. Das Wörtchen ›Kritik‹ meint hier mehr als eine ethisch motivierte Entscheidung gegen die herrschende Vergesellschaftungsform, es verweist auf die innere Widersprüchlichkeit und letztlich Unhaltbarkeit der Realkategorie Wert. Das führt aber zu einem zweiten fundamentalen Merkmal des

fetischismuskritischen Wertkonzepts, das dieses aus der Schar der Werttheorien heraushebt: Der Wert ist auch aufgrund seines durch und durch geschichtlichen Charakters eine Kategorie *sui generis*.

Die gängigen Werttheorien lassen den Wert in der Regel aus der gesellschaftlichen Arbeitsteilung schlechthin entspringen und behandeln ihn dementsprechend als eine für die Analyse jeder arbeitsteiligen Wirtschaftsweise geeignete Kategorie. Marx betonte demgegenüber, dass Waren nur als die Darstellungsform getrennter Privatarbeiten Wert repräsentieren. In seiner arbeitsapotheotischen Ausrichtung hat der traditionelle Marxismus diese Aussage in der Regel so gedeutet, als wäre es Marx darum gegangen, die Arbeit als die einzige Quelle des gesellschaftlichen Reichtums und damit auch des Werts abzufeiern. Damit hat der Marxismus die gängige Vorstellung vom Wert als einer überhistorischen Kategorie reproduziert. Der fetischismuskritische Marx ist damit aber ausgelöscht und der Clou seiner Argumentation auf den Kopf gestellt: Indem Marx die Wertkonstitution auf Privatarbeit zurückführte, verknüpfte er die Wertbildung mit einer spezifischen gesellschaftlichen Form produktiver Tätigkeit, die erst zusammen mit dem Kapitalismus entstanden ist. Wenn die Grundlage des Werts, die Auflösung der Gesellschaft in getrennte PrivatproduzentInnen, als ein historisch spezifisches Phänomen zu begreifen ist, dann gilt das logischerweise ebenso für die Kategorie des Werts selbst.

Beim Wert handelt es sich zunächst einmal insofern um etwas zutiefst Geschichtliches, als diese Kategorie für die kapitalistische Produktionsweise zu reservieren ist. Seine Historizität hat aber noch eine zweite, für unsere Fragen mindestens genauso wichtige, wenn nicht wichtigere Dimension. Auch auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise hat der Wert so etwas wie eine Binnengeschichte. Während der Wertbegriff in den übrigen Werttheorien statischen Charakter hat, fasst die Kritik der politischen Ökonomie den Wert insofern als eine dynamische Kategorie, als sein Verhältnis zum Güterreichtum sich in einer ganz bestimmten Richtung verändert. Ob und in welchem Umfang sich die Güterproduktion als Wert darstellen kann, unterliegt auf dem

Boden der kapitalistischen Produktionsweise einem bestimmten historischen Entwicklungstrend.

Das betrifft zunächst einmal die Ebene der Einzelware: Im Gefolge der Produktivitätsentwicklung sinkt in sämtlichen bestehenden Zweigen der gesellschaftlichen Produktion immer wieder die für die Erzeugung jeder Einzelware nötige Arbeitszeit. Damit repräsentieren eine Tonne Stahl oder ein Zentner Kartoffeln immer weniger Wertmasse. Oder andersherum betrachtet: Der gleiche Wert muss sich in immer höheren Gebrauchswertmengen darstellen. Aber auch auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene ist eine eindeutige Tendenz zu konstatieren. Die zunehmende Vergesellschaftung der stofflichen Produktion verändert die Zusammensetzung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit zuungunsten der getrennten Privatarbeit und unterminiert damit letztlich die Verwandlung von Güterreichtum in Wertreichtum. Wie Marx im »Maschinenfragment« in den *Grundrissen* skizziert, erreicht dieser Prozess seine kritische Schwelle dann, wenn die Anwendung der Wissenschaft die isolierten Einzelarbeiten als Hauptproduktivkraft ablöst.

Gerade was die Historizität der Wertkategorie angeht, kann die Darstellung in den *Grundrissen* freilich auch als Beleg für den ›doppelten Marx‹ dienen. Auf der einen Seite thematisiert der Urheber der Kritik der politischen Ökonomie dort besonders klar die Binnengeschichte des Werts und legt offen, dass die Verwissenschaftlichung der Produktion letztlich nur eine Konsequenz haben kann: »Damit bricht die auf dem Tauschwert ruhnde Produktion zusammen.« (Marx 1983 [1857–1858], S. 601) Auf der anderen Seite fällt Marx bei der Behandlung der Vorgeschichte des Kapitalismus auf den gängigen Standpunkt anderer Werttheorien zurück und schreibt dem Wert so etwas wie eine präkapitalistische Existenz zu.

Vor diesem Hintergrund sind auch Hannos Überlegungen zu einer »›übergeordnete[n]‹ oder allgemeine[n] Theorie soziokultureller Entwicklung« zu sehen. Hanno weist auf die Änderungen in der Ausrichtung der Marx'schen ökonomiekritischen Schriften hin und schreibt: »Ursprünglich hat Marx im Sinn gehabt, eine allgemeine Theorie soziokultureller Entwicklung auszuarbeiten

(›materialistische Geschichtsauffassung‹), um dann auf dieser Grundlage eine spezifische Theorie der kapitalistischen Ökonomie als mutmaßlichem Zentrum der modernen Gesellschaft auszuarbeiten.« Hanno bedauert, dass dieser erste Teil nicht weiterentwickelt wurde, sondern Plan blieb und Marx sich im *Kapital* darauf beschränkt hat, »eine spezifische Theorie der kapitalistischen Ökonomie [...] auszuarbeiten«. Für das Abrücken von der ursprünglichen Absicht und die Engführung allein auf die kapitalistische Produktionsweise gab es indes einen guten Grund. Weil Marx bei der Arbeit am *Kapital* den Wert als eine allein der kapitalistischen Produktionsweise eigene Kategorie erkannte, hätte er einen neuen Typus von allgemeiner Theorie soziokultureller Entwicklung aus der Taufe heben müssen, eine allgemeine Theorie, die nicht darauf fußt, den Wert zu einer überhistorischen Kategorie zu mystifizieren. Sowenig sich gegen den Wunsch nach einer übergeordneten Theorie soziokultureller Entwicklung prinzipiell sagen lässt, sie dürfte nicht auf eine Elimination der Marx'schen Fetischkritik hinauslaufen. Ansonsten gilt: Weniger ist mehr.

Hanno Pahl

Es fällt nicht ganz leicht, aus unserem Trialog ein bündiges Resümee zu ziehen. Was deutlich geworden sein sollte, ist, dass es grundsätzlich fruchtbar erscheint, die wert- oder formkritischen Lesarten der Marx'schen Theorie auf zeitgenössische medientheoretische Forschungsfragen zu beziehen und zu sehen, welche Perspektiven des Weiterdenkens sich hieraus ergeben. Die Schwierigkeiten, denen man sich dabei gegenübergestellt sehen kann, dürften aber auch plastisch geworden sein. Ernst spricht zu Recht davon, dass die Marx'sche Werttheorie einen »erratischen Block in der Wissenschaftslandschaft dar[stellt]« und dass aus ihren methodischen Besonderheiten bei jedem Versuch einer Relationierung mit anderen, neueren Theorieformaten »massive Kompatibilitätsprobleme« entspringen. Ich glaube, wir sind uns weitestgehend einig darin, dass hier eine Doppelstrategie erforderlich ist: Die genuinen Einsichten der Marx'schen Kritik, ihr spezifischer Problemhorizont, dürfen nicht unterlaufen werden, sonst

erweist sich das ganze Prozedere als witzlos. Zugleich muss aber der oftmals hermetische Charakter der ›marxologischen‹ Diskurse ein Stück weit aufgebrochen werden, weil dieser letztlich zu einer Selbstisolation führt und dazu, möglichen Erweiterungen und Aktualisierungen von vornherein keine Chancen einzuräumen.

Mit Blick auf unsere Ausgangsfrage zu ›Geld als Medium oder als (ausgesonderte) Ware‹ haben insbesondere die Eingaben von Jens hier einige Möglichkeiten ausgewiesen. Man kann diese Intentionen vielleicht in der Grundfrage zusammenziehen, ob wir über die bei Marx in Anschlag gebrachte ›Vermittlungssemantik‹ hinausgehen können, um die darin enthaltenen Einsichten anders und möglicherweise präziser zur Darstellung zu bringen (und zur Debatte zu stellen). Jens hat dies etwa als Programm formuliert, mikrologisch – auch empirisch – herauszustellen, »*wie* der Warencharakter den Objekten eingeschrieben, wie er medial operativ ist und wie er folglich mit dem Medium Geld zusammenhängt«. Theoriearchitektonisch bleibt für mich vor allem die Frage bestehen, wie im Rahmen einer ›medienmaterialistischen‹ Perspektive mit dem überlieferten Begriffsnetz der idealistischen Metaphysik zu verfahren ist. Dieses hat Marx ja bereits selbst in spezifischer Weise umfunktioniert, vor allem, um seinen Überlegungen bezüglich realer Abstraktionen Ausdruck zu verleihen. Man müsste zeigen, was eine medienmaterialistische Perspektive hier an zusätzlichen Einsichten zutage fördern kann, beispielsweise bezüglich der strukturellen Weiterentwicklung des Kapitalismus, also etwa hinsichtlich der sich wandelnden Arten und Weisen der Wertvergegenständlichung (›was fungiert wann und wie als Geldware‹).

Literatur

Backhaus, Hans-Georg (2011). Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur marxschen Ökonomiekritik. 2., durchg. Aufl. Freiburg i.Br.: ça ira.

Beckenbach, Frank (2014). Wertformanalyse und monetäre Reproduktionstheorie. Kritische Weiterentwicklung des Marxschen Ansatzes. Manuskript. http://www.beckenbach.uni-kassel.de/files/pdfs/Vortr%C3%A4ge/FB_Wertformanalyse%20und%20monet%C3%A4re%20Reproduktionstheorie_final.pdf (zugegriffen am 7. August 2017).

Bolz, Norbert (2008). Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse. München: Fink.

Dyer-Witheford, Nick (2013). Red Plenty Platforms. Culture Machine 14, 1–27.

Faßler, Manfred (2014). Das Soziale. Entstehung und Zukunft menschlicher Selbstorganisation. Paderborn: Fink.

Heinrich, Michael (2001). Monetäre Werttheorie. Geld und Krise bei Marx. Prokla 123, 151–172.

Hörisch, Jochen (1996). Kopf oder Zahl – Die Poesie des Geldes. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hörisch, Jochen (2004). Gott, Geld, Medien – Studien zu den Medien, die die Welt im Innersten zusammenhalten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hörisch, Jochen (2011). Tauschen, sprechen, begehren – Eine Kritik der unreinen Vernunft. München: Fink.

Hörisch, Jochen (2013). Man muss dran glauben – Die Theologie der Märkte. München: Fink.

Ingham, Geoffrey (Hrsg.) (2005). Concepts of Money: Interdisciplinary Perspectives from Economics, Sociology and Political Science. Cheltenham/UK u.a.: Edward Elgar.

Kittler, Friedrich (1985). Aufschreibesysteme 1800/1900. München: Fink.

Kloock, Daniela, & Spahr, Angela (2007). Medientheorien. Eine Einführung. 3., aktual. Aufl. München: Fink.

Krämer, Sybille (1998). Das Medium als Spur und als Apparat. In Sybille Krämer (Hrsg.), Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien (S. 73–94). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Krämer, Sybille (2005). Das Geld und die Null: Die Quantifizierung und die Visualisierung des Unsichtbaren in Kulturtechniken der frühen Neuzeit. In Klaus W. Hempfer (Hrsg.), Macht – Wissen – Wahrheit (S. 79–100). Freiburg i.Br.: Rombach.

Lohoff, Ernst (2013). Auf Selbstzerstörung programmiert. www.krisis.org/wp-content/data/krisis_zwei2013.pdf (zugegriffen am 7. August 2017)

Lohoff, Ernst, & Trenkle, Norbert (2012). Die große Entwertung. Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind. Münster: Unrast.

Luhmann, Niklas (1981). Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In Niklas Luhmann, Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation (S. 25–34). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1994 [1988]). Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Marx, Karl (1953 [1857–1858]). Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (Rohentwurf 1857–1858, Anhang 1850–1859). Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.

Marx, Karl (1968 [1844]). Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. In Karl Marx & Friedrich Engels, Werke, Bd. 40 (S. 465–588). Berlin: Dietz.

Marx, Karl (1972 [1859]). Zur Kritik der politischen Ökonomie. In Karl Marx & Friedrich Engels, Werke, Bd. 13 (S. 3–160). Berlin: Dietz.

Marx, Karl (1976 [1894]). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band. In Karl Marx & Friedrich Engels, Werke, Bd. 25. Berlin: Dietz.

Marx, Karl (1983 [1857–1858]). Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In Karl Marx & Friedrich Engels, Werke, Bd. 42. Berlin: Dietz.

Marx, Karl (1983 [1867]). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 1. In Karl Marx & Friedrich Engels, Gesamtausgabe. Zweite Abteilung: Das Kapital und Vorarbeiten, Bd. 5. 1. Aufl. Berlin: Dietz.

Marx, Karl (1987 [1872]). Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Bd. 1. In Karl Marx & Friedrich Engels, Gesamtausgabe. Zweite Abteilung: Das Kapital und Vorarbeiten, Bd. 6. 2. Aufl. Berlin: Dietz.

Mirowski, Philip (1999). More Heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics. Cambridge: Cambridge University Press.

Postone, Moishe (2003). Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx. Übersetzt von Christoph Seidler, Wolfgang Kukulies, Petra Haarmann, Norbert Trenkle und Manfred Dahlmann. Freiburg i.B.: ça ira.

Postone, Moishe (2005 [1979]). Antisemitismus und Nationalsozialismus. In Moishe Postone, Deutschland, die Linke und der Nationalsozialismus. Politische Interventionen (S. 165–194). Freiburg i.Br.: ça ira.

Rieger, Stefan (2014). Medienarchäologie. In Jens Schröter (Hrsg.), Handbuch Medienwissenschaft (S. 137–144). Stuttgart: Metzler.

Rosdolsky, Roman (1968). Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen ›Kapital‹. Frankfurt a. M./Wien: Europäische Verlagsanstalt/Europa Verlag.

Seitter, Walter (2002). Physik der Medien: Materialien – Apparate – Präsentierungen. Weimar: Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften.

Sohn-Rethel, Alfred (1971). Warenform und Denkform. Aufsätze. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt u.a.

Winkler, Hartmut (2004). Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Krisis – Kritik der Warengesellschaft

Krisis Beiträge seit 2013:

1 / 2013 PETER SAMOL

Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate

Zur Widerlegung von Michael Heinrichs »Kritik am Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate« und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf

2 / 2013 ERNST LOHOFF

Auf Selbstzerstörung Programmiert

Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie

3 / 2013 JULIAN BIERWIRTH

Gegenständlicher Schein

Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität

4 / 2013 PETER SAMOL

Ein theoretischer Holzweg

Die seltsame Fassung des Begriffs der »unproduktiven Arbeit« von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat

1 / 2014 Ernst Lohoff
Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation
Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis

1 / 2015 Julian Bierwirth
Henne und Ei
Der Wert als Einheit von Handlung und Struktur

1 / 2016 Norbert Trenkle
Die Arbeit hängt am Tropf des fiktiven Kapitals
Eine Antwort auf »*Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?*« von Christian Siefkes

2 / 2016 Julian Bierwirth
Der Grabbeltisch der Erkenntnis
Untersuchung zur Methode des *Gegenstandpunkt*

3 / 2016 Karl-Heinz Lewed
Rekonstruktion oder Dekonstruktion?
Über die Versuche von Backhaus und der Monetären Werttheorie, den Wertbegriff zu rekonstruieren

4 / 2016 Peter Samol
All the Lonely People
Narzissmus als adäquate Subjektform des Kapitalismus

5 / 2016 Ernst Lohoff
Die letzten Tage des Weltkapitals
Kapitalakkumulation und Politik im Zeitalter des fiktiven Kapitals

1 / 2018 PETER SAMOL
Bitcoinblase und Blockchainballyhoo
Warum Bitcoin und andere Kryptowährungen kein Geld darstellen und dieses auch nicht ersetzen können

2 / 2018 ERNST LOHOFF
Die allgemeine Ware und ihre Mysterien
Zur Bedeutung des Geldes in der Kritik der Politischen Ökonomie

Das komplette Archiv der Krisis seit 1986 findet sich auf www.krisis.org
Ein Teil der Druckausgaben ist noch erhältlich und kann bei u.a. Adresse bestellt werden.

Förderverein Krisis | Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg | krisisweb@yahoo.de